Reichs-Elternwarte

Die Brücke zwischen Schule und Elternhaus

Herausgeber: Regierungspräsident Heinrich Siekmeier

Interdepartmental Committee
for the Acquisition of
Foreign Publications

TRANSFER

NOV 6 1945

Heft 9 1941

Erscheint vierzehntäglich
★
Postort Berlin

Heftpreis
25
Rpfg.

Aufnahme:
Elisabeth Hase

Wer trägt den Schaden?

Schadenersatzfragen des täglichen Lebens

Vor kurzem erschien in einer Zeitschrift eine gruselige Geschichte. Zwei Männer spielten Billard. Der eine stößt etwas heftig zu, die Kugel springt über den Tisch, fliegt durch die Scheiben und über die Straße in das offene Fenster einer Villa. Dort hält ein Bewohner einen gezähmten Tiger. Durch die plötzlich hereinspringende Kugel erschreckt, macht das Tier einen Satz über den Tisch und wirft dabei die Petroleumlampe um, das Zimmer und schließlich die ganze Villa gerät in Flammen, in denen eine Greisin umkommt. Diese Greisin wollte ihrer Enkelin in den nächsten Tagen ihr gesamtes Vermögen vermachen. In Erwartung des Geldes hatte sich der Verlobte der Enkelin bereits in geschäftliche Unternehmungen gestürzt. Nun kommt das Testament nicht zustande, er erhält das Geld nicht und geht pleite. Er soll einen Prozeß gegen den armen Billardspieler angestrengt haben.

Wenn sich diese Geschichte (sie schmeckt sehr nach einer amerikanischen „story"!) in Deutschland abgespielt haben würde, so dürfte der Billardspieler dem Prozeß mit Ruhe entgegenblicken. Nach deutschem Recht muß er ihn gewinnen, d. h. die Klage gegen ihn muß abgewiesen werden.

Die Frage, wann ein Schaden als „Erfolg" einer Handlung angesehen werden kann, hat den Juristen schon viel Kopfschmerzen bereitet. Eine Unzahl von Theorien ist darüber aufgestellt worden.

In der deutschen Rechtsprechung herrscht seit einem halben Jahrhundert die sogenannte „adäquate Verursachungstheorie". Die Kette von Ursache und Wirkung läßt sich danach nicht ins Unendliche fortsetzen. Es werden vielmehr nur d i e Ursachen als bestimmend für den Erfolg angesehen, deren maßgebende Wirksamkeit für den Schaden zur Zeit der Handlung, die als Ursache des Erfolges angesprochen wird, nach allgemein- menschlicher Erfahrung erkennbar war und deshalb vom Handelnden übersehen werden konnte.

Allgemein erkennbar ist z. B. der Schaden, wenn ein R a d f a h r e r mit hoher Geschwindigkeit um eine Straßenbiegung fährt. Er muß damit rechnen, daß jemand gerade in diesem Augenblick die Straße überqueren will und er dann nicht rechtzeitig ausweichen oder bremsen kann.

Allgemein erkennbar ist auch der Schaden, wenn ein Hausbewohner auf seinen Fensteraußenrand B l u m e n t ö p f e gestellt hat, ohne daß ein Gitter oder ähnliches das Herunterfallen verhütet. Für den Handelnden erkennbar sind ferner solche Erfolge, die er kraft seines Berufes oder besonderer Erfahrungen hätte voraussehen können.

Daraus ergibt sich schon, daß ein solcher Fall, wie der eingangs geschilderte, nach unserem Recht keine Handhabe zu einer erfolgversprechenden Klage enthält. Streng logisch gesehen ist auch nicht einmal der Billardspieler an dem Unglück „schuld". Denn nach dem Kausalitätsgrundsatz kann ja niemand von sich aus eine neue Kausalitätsreihe beginnen. Man müßte also folgerichtig weiterfragen: Warum hat der eine Spieler so heftig gestoßen? Vielleicht war er durch ein Wort eines Dritten angefeuert usw. Schließlich langt man damit am Anfang der Welt an und macht den Schöpfer verantwortlich.

Andererseits kann sich der Handelnde nicht auf besondere Umstände berufen, die in der Person des Geschädigten liegen. Wenn sich jemand rücksichtslos durch die Menge drängt und dabei einen Volksgenossen, der nur ein Bein hat, anrempelt, so daß er zu Boden fällt und Verletzungen davonträgt, kann er der Klage des Betreffenden nicht entgegenhalten: „Ein gesunder Mensch mit zwei Beinen wäre durch den kleinen Stoß nicht umgefallen", oder wenn der Betreffende magenkrank ist und durch den Stoß eine langwierige Magenbehandlung notwendig wird, ist nicht der Hinweis entschuldigend, daß ein Gesunder durch den Stoß nicht erkrankt wäre. In jedem Fall muß also ein hoher Grad der Wahrscheinlichkeit für die Feststellung der Verursachung der Verletzung wie für die Feststellung der Verursachung des Schadens durch die Verletzung bestehen.

Wenn sich aber der Verletzte wider aller Vernunft verhält, z. B. wenn er den verletzten Arm — um ein etwas übertriebenes Beispiel anzuführen — in Salzsäure steckt, so ist darin eine Unterbrechung des Kausalzusammenhanges zu sehen, und der Verletzte hat für die weiteren Folgen seiner durch die Salzsäure hervorgerufenen Verletzung keinen Anspruch auf Schadenersatz mehr.

Nun ist man jedoch nicht für jeden Schaden verantwortlich, sondern nur für den vorsätzlich oder fahrlässig angerichteten. Wenn jemand einem anderen eine Ohrfeige gibt, so ist die Körperverletzung vorsätzlich; sollte der andere durch Verkettung unglücklicher Umstände daran sterben, so ist der Tod (den der Täter zweifellos nicht wollte) fahrlässig verursacht. Gleitet jemand aber auf der Straße aus und reißt einem anderen dadurch die Brille vom Gesicht, so ist er dafür nicht verantwortlich, denn er hat weder vorsätzlich noch fahrlässig gehandelt.

Eine besondere Bedeutung gewinnt die Fahrlässigkeit bei Verletzung von Kindern und durch K i n d e r sowie durch T i e r e (Haustiere). Kinder bis zu sieben Jahren können — rechtlich betrachtet — weder vorsätzlich noch fahrlässig einem Menschen Schaden zufügen. Jugendliche zwischen 7 und 18 Jahren können nur dann für ihre Handlungen verantwortlich gemacht werden, wenn sie geistig so weit entwickelt sind, daß sie das Unrecht ihrer Handlung gegenüber den Mitmenschen und zugleich die Verpflichtung erkennen, in irgendeiner Weise für die Folgen der Handlung selbst einstehen zu müssen. Bei fahrlässigen Verletzungen muß der Jugendliche das Gefährliche seiner Handlung erkennen können. Wenn ein zehnjähriger Junge mit einem Spielgewehr auf einen Menschen zielt, so ist er normalerweise in der Lage zu erkennen, daß der Schuß ins Auge gehen kann.

Für Schäden, die Kinder bis zu 7 Jahren begehen, können nur die E l t e r n oder andere Aufsichtspersonen wie Lehrer, Lehrmeister, HJ-Führer verantwortlich gemacht werden, wenn sie ihre Aufsichtspflicht verletzen. Ist ein Kind bösartig, so genügen die Eltern nicht der Aufsichtspflicht, wenn sie etwa die anderen Kinder vor dem eigenen warnen. Die Kinder der Hausbewohner z. B. haben sämtlich das Recht, im Hof oder Garten zu spielen. In diesem Fall dürfen die Eltern ein bösartiges Kind u. U. nicht in den Hof zu den andern Kindern gehen lassen.

Die tatsächliche Beaufsichtigung schafft noch keine Haftungsverpflichtung. Hält sich das Kind der A für Minuten oder für kurze Zeit bei der B auf, so ist nicht die Aufsichtspflicht auf die B übergegangen. Doch kommt es hier auf die Lage des Falles an. Fällt das Kind der A in der Küche der B in einen Topf mit kochendem Wasser, so hat sich die B einer fahrlässigen Körperverletzung schuldig gemacht.

Spielen die Kinder der A und der B bald in der einen, bald in der anderen Wohnung zusammen und verletzt dabei das eine Kind das andere, so bleibt zunächst grundsätzlich die Aufsichtspflicht jeder Mutter (bzw. des Vaters) für sein Kind weiterbestehen, vor allem, wenn sie sich in einem besonderen Kinderzimmer aufhalten. Denn die Aufsichtspflicht setzt nicht voraus, daß sich das Kind ständig

Fortsetzung auf Seite 177

für dich,
bestimmt.
Gesamtauflage
lionen
Verlag der »Reichs-Elternwarte«

Reichs-Elternwarte

Herausgeber: Regierungspräsident Heinrich Siekmeier

Wer trägt den Schaden?

Schadenersatzfragen des täglichen Lebens

Vor kurzem erschien in einer Zeitschrift eine gruselige Geschichte. Zwei Männer spielten Billard. Der eine stößt etwas heftig zu, die Kugel springt über den Tisch, fliegt durch die Scheiben und über die Straße in das offene Fenster einer Villa. Dort hält ein Bewohner einen gezähmten Tiger. Durch die plötzlich hereinspringende Kugel erschreckt, macht das Tier einen Satz über den Tisch und wirft dabei die Petroleumlampe um, das Zimmer und schließlich die ganze Villa gerät in Flammen, in denen eine Greisin umkommt. Diese Greisin wollte ihrer Enkelin in den nächsten Tagen ihr gesamtes Vermögen vermachen. In Erwartung des Geldes hatte sich der Verlobte der Enkelin bereits in geschäftliche Unternehmungen gestürzt. Nun kommt das Testament nicht zustande, er erhält das Geld nicht und geht pleite. Er soll einen Prozeß gegen den armen Billardspieler angestrengt haben.

Wenn sich diese Geschichte (sie schmeckt sehr nach einer amerikanischen „story"!) in Deutschland abgespielt haben würde, so dürfte der Billardspieler dem Prozeß mit Ruhe entgegenblicken. Nach deutschem Recht muß er ihn gewinnen, d. h. die Klage gegen ihn muß abgewiesen werden.

Die Frage, wann ein Schaden als „Erfolg" einer Handlung angesehen werden kann, hat den Juristen schon viel Kopfschmerzen bereitet. Eine Unzahl von Theorien ist darüber aufgestellt worden.

In der deutschen Rechtsprechung herrscht seit einem halben Jahrhundert die sogenannte „adäquate Verursachungstheorie". Die Kette von Ursache und Wirkung läßt sich danach nicht ins Unendliche fortsetzen. Es werden vielmehr nur die Ursachen als bestimmend für den Erfolg angesehen, deren maßgebende Wirksamkeit für den Schaden zur Zeit der Handlung, die als Ursache des Erfolges angesprochen wird, nach allgemein menschlicher Erfahrung erkennbar war und deshalb vom Handelnden übersehen werden konnte.

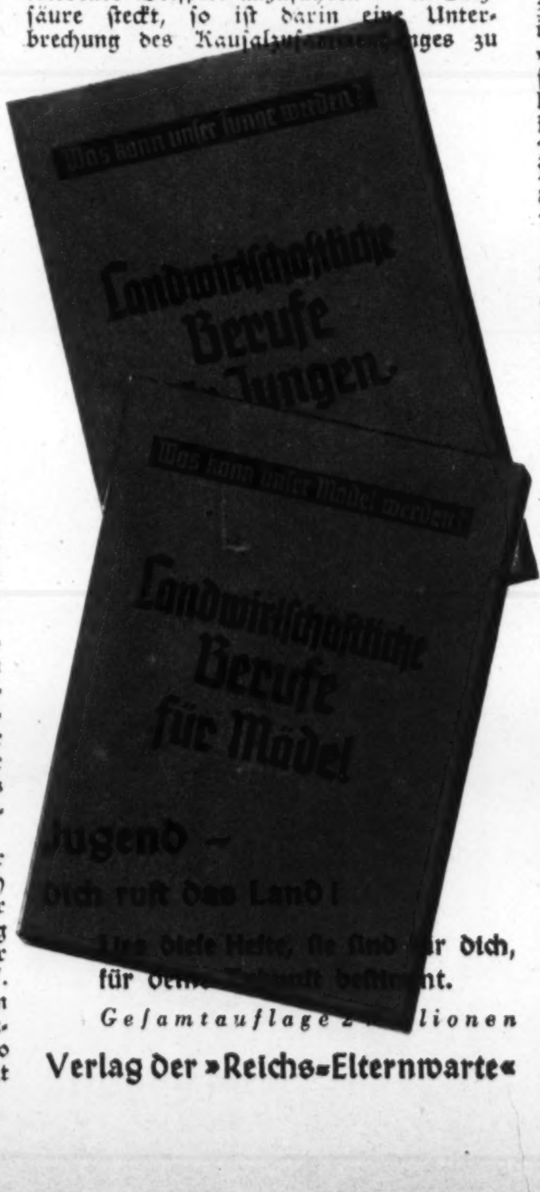
Allgemein erkennbar ist z. B. der Schaden, wenn ein Radfahrer mit hoher Geschwindigkeit um eine Straßenbiegung fährt. Er muß damit rechnen, daß jemand gerade in diesem Augenblick die Straße überqueren will und er dann nicht rechtzeitig ausweichen oder bremsen kann.

Allgemein erkennbar ist auch der Schaden, wenn ein Hausbewohner auf seinen Fensteraußenrand Blumentöpfe gestellt hat, ohne daß ein Gitter oder ähnliches das Herunterfallen verhütet. Für den Handelnden erkennbar sind ferner solche Erfolge, die er kraft seines Berufes oder besonderer Erfahrungen hätte voraussehen können.

Daraus ergibt sich schon, daß ein solcher Fall, wie der eingangs geschilderte, nach unserem Recht keine Handhabe zu einer erfolgversprechenden Klage enthält. Streng logisch gesehen ist auch nicht einmal der Billardspieler an dem Unglück „schuld". Denn nach dem Kausalitätsgrundsatz kann ja niemand von sich aus eine neue Kausalitätsreihe beginnen. Man müßte also folgerichtig weiterfragen: Warum hat der eine Spieler so heftig gestoßen? Vielleicht war er durch ein Wort eines Dritten angefeuert usw. Schließlich langt man damit am Anfang der Welt an und macht den Schöpfer verantwortlich.

Andererseits kann sich der Handelnde nicht auf besondere Umstände berufen, die in der Person des Geschädigten liegen. Wenn sich jemand rücksichtslos durch die Menge drängt und dabei einen Volksgenossen, der nur ein Bein hat, anrempelt, so daß er zu Boden fällt und Verletzungen davonträgt, kann er der Klage des Betreffenden nicht entgegenhalten: „Ein gesunder Mensch mit zwei Beinen wäre durch den kleinen Stoß nicht umgefallen", oder wenn der Betreffende magenkrank ist und durch den Stoß eine langwierige Magenbehandlung notwendig wird, ist nicht der Hinweis entschuldigend, daß ein Gesunder durch den Stoß nicht erkrankt wäre. In jedem Fall muß also ein hoher Grad der Wahrscheinlichkeit für die Feststellung der Verursachung der Verletzung wie für die Feststellung der Verursachung des Schadens durch die Verletzung bestehen.

Wenn sich aber der Verletzte wider aller Vernunft verhält, z. B. wenn er den verletzten Arm — um ein etwas übertriebenes Beispiel anzuführen — in Salzsäure steckt, so ist darin eine Unterbrechung des Kausalzusammenhanges zu sehen, und der Verletzte hat für die weiteren Folgen seiner durch die Salzsäure hervorgerufenen Verletzung keinen Anspruch auf Schadenersatz mehr.



Nun ist man jedoch nicht für jeden Schaden verantwortlich, sondern nur für den vorsätzlich oder fahrlässig angerichteten. Wenn jemand einem anderen eine Ohrfeige gibt, so ist die Körperverletzung vorsätzlich; sollte der andere durch Verkettung unglücklicher Umstände daran sterben, so ist der Tod (den der Täter zweifellos nicht wollte) fahrlässig verursacht. Gleitet jemand aber auf der Straße aus und reißt einem anderen dadurch die Brille vom Gesicht, so ist er dafür nicht verantwortlich, denn er hat weder vorsätzlich noch fahrlässig gehandelt.

Eine besondere Bedeutung gewinnt die Fahrlässigkeit bei Verletzung von Kindern und durch Kinder sowie durch Tiere (Haustiere). Kinder bis zu sieben Jahren können — rechtlich betrachtet — weder vorsätzlich noch fahrlässig einem Menschen Schaden zufügen. Jugendliche zwischen 7 und 18 Jahren können nur dann für ihre Handlungen verantwortlich gemacht werden, wenn sie geistig so weit entwickelt sind, daß sie das Unrecht ihrer Handlung gegenüber den Mitmenschen und zugleich die Verpflichtung erkennen, in irgendeiner Weise für die Folgen der Handlung selbst einstehen zu müssen. Bei fahrlässigen Verletzungen muß der Jugendliche das Gefährliche seiner Handlung erkennen können. Wenn ein zehnjähriger Junge mit einem Spielgewehr auf einen Menschen zielt, so ist er normalerweise in der Lage zu erkennen, daß der Schuß ins Auge gehen kann.

Für Schäden, die Kinder bis zu 7 Jahren begehen, können nur die Eltern oder andere Aufsichtspersonen wie Lehrer, Lehrmeister, HJ-Führer verantwortlich gemacht werden, wenn sie ihre Aufsichtspflicht verletzen. Ist ein Kind bösartig, so genügen die Eltern nicht der Aufsichtspflicht, wenn sie etwa die anderen Kinder vor dem eigenen warnen. Die Kinder der Hausbewohner z. B. haben sämtlich das Recht, im Hof oder Garten zu spielen. In diesem Fall dürfen die Eltern ein bösartiges Kind u. U. nicht in den Hof zu den andern Kindern gehen lassen.

Die tatsächliche Beaufsichtigung schafft noch keine Haftungsverpflichtung. Hält sich das Kind der A für Minuten oder für kurze Zeit bei der B auf, so ist nicht die Aufsichtspflicht auf die B übergegangen. Doch kommt es hier auf die Lage des Falles an. Fällt das Kind der A in der Küche der B in einen Topf mit kochendem Wasser, so hat sich die B einer fahrlässigen Körperverletzung schuldig gemacht.

Spielen die Kinder der A und der B bald in der einen, bald in der anderen Wohnung zusammen und verletzt dabei das eine Kind das andere, so bleibt zunächst grundsätzlich die Aufsichtspflicht jeder Mutter (bzw. des Vaters) für sein Kind weiterbestehen, vor allem, wenn sie sich in einem besonderen Kinderzimmer aufhalten. Denn die Aufsichtspflicht setzt nicht voraus, daß sich das Kind ständig

Fortsetzung auf Seite 177

Reichs-Elternwarte

Herausgeber: Regierungspräsident Heinrich Siekmeier

Erweiterte Kinder=

Was bietet sie der

Sonderbericht für die Reichs-Elternwarte

Das Heim

Erweiterte Kinderlandverschickung? Ach ja, davon weiß man so vom Hörensagen. Und verschiedene Eltern, an die die Frage herantrat, ob sie ihre Kinder mitgeben oder dennoch in der luftgefährdeten Stadt lassen sollten, stellten sich das gleiche vor: „Das ist so eine Art Erholungsaufenthalt für die Kinder in stillen Dörfern und Heimen, etwa im Erzgebirge, in Bayern oder in den ostmärkischen Gauen. Aber im Lernen bleiben sie wohl zurück, und es wird schwer halten, den Vorsprung ihrer Heimatschulen wieder einzuholen. Sie müßten vielleicht gar ein Schuljahr opfern."

Nun, die Bedenken, daß ihnen aus einem etwaigen Nachlassen ihrer Leistungen ein Schaden erwachsen könne, die hat ja der Reichserziehungsminister durch einen eigenen Erlaß hinfällig gemacht, und der Reichsleiter der deutschen Jugenderziehung, Baldur von Schirach, konnte am 5. April in einer Rundfunkansprache an die Eltern auf Grund einer ausgedehnten Inspektionsreise alle übrigen Besorgnisse der Eltern um das Wohlergehen ihrer Kinder zerstreuen.

Die ganz unbegründeten Ansichten aber, es würde in den Lagern überhaupt weniger gelernt als in der Heimat, mögen die einfachen Tatsachen widerlegen. Wenn man zehn Lager besucht und als Familienvater und berufstätiger Erzieher wiederholt ihren gesamten Alltag vom morgendlichen Aufstehen an, über die Unterrichtsstunden, die Leibeserziehung und Freizeitgestaltung bis zum Schlafengehen miterlebt hat, dann sieht man die Wirklichkeit nicht mehr durch die Brille einer vorgefaßten Meinung, sondern so, wie sie ist.

Als erstes und für die Eltern wichtigstes sei festgestellt: alle Verschickten genießen regelmäßigen vollen Unterricht, gewöhnlich durch die Lehrkräfte ihrer Heimatschule, die sich freiwillig für die gesamte erziehliche und unterrichtliche Betreuung verpflichtet haben, wie überhaupt der NS.-Lehrerbund in allen Gauen für die schulische und außerschulische Erziehung und die unterrichtliche Bildung verantwortlich zeichnet. Die Lager werden von den Beauftragten der Gauleiter jedes Gastgaues kontrolliert und von den Kreisleitern des NS.-Lehrerbundes und den Schulräten der zuständigen Kreise besucht.

Ueber das Leben der Kinder im Lager gibt am besten ein Tagesverlauf Aufschluß. Ab sechseinhalb Aufstehen, Waschen, Ankleiden, Zimmeraufräumen, Frühstück und Flaggenhissung. Von acht bis zwölf oder zwölfeinhalb täglich klassenweiser Unterricht in allen für die betreffende Schulgattung vorgeschriebenen Fächern. So unterrichten z. B. der Lagerleiter-Lehrer und zwei ihm beigegebene Lehrer die zwei Klassen des Oberbaues einer Hamburger Volksschule in Sprachen, Mathematik, Geometrie, Geschichte, Deutsch, Biologie und Turnen. Ein Lehrer ist zugleich Sportlehrer und gab etwa siebzig großen Jungen den ganzen Winter über eine systematische Skiausbildung. Sämtliche Jungen beschafften sich auch Skier. Um zwölfeinhalb findet gemeinsamer Mittagstisch statt. Hierbei ißt stets der Lagerleiter und seine Frau, bzw. die Lagerleiterin bei Mädchen, mit den Kindern und achtet auf tadellose Tischsitten. Nachfolgend etwa eine Stunde Freizeit unter Aufsicht einer Lehrkraft. Da kann man spielen, Briefe schreiben oder ruhen. Ab vierzehn Uhr Sport. In der Zeit, die der HJ. oder dem BDM. zur Verfügung steht, werden die Kinder von deren Führern in Obhut genommen. Um sechzehn Uhr gibt es Kaffee. Daran anschließend fertigt alles Schularbeiten bis achtzehn Uhr oder länger unter Beaufsichtigung durch die Lehrer. Gegen neunzehn Uhr folgt das Abendbrot und die Freizeit. Je nach Notwendigkeit beschäftigt sich alles bis einundzwanzig Uhr in den Zimmern oder im Tagesraum mit gemeinschaftlichem Spiel, etwa Einüben von Tänzen, Theateraufführungen oder der Gestaltung von Heimabenden oder auch Lesen. Lesestoff liefert die Lagerbücherei. Ab einundzwanzig Uhr ist Bettruhe.

Der Schulvormittag wird stets eingehalten. Heime, in

Unterrichtsstunde

Flickstunde

Landverschickung deutscher Jugend?

Von Hauptlehrer Franz Baumeister

denen keine passenden Schuleinrichtungen beschafft werden konnten, benützen zu besonderen Unterrichtsstunden wie z. B. Geometrie, zu Klassenarbeiten, Unterrichtsfilm u. a. die leeren Säle der nächstgelegenen Schulen am Nachmittag. Die Einteilung des schulfreien Nachmittages ändert sich je nach der Wetterlage. Es werden dann längere heimatkundliche Wanderungen mit nachfolgender Unterrichtsauswertung oder Sportstunden angesetzt, bei denen wieder Lehrkräfte dabei sind. Gelegentlich, so Samstags und Sonntags, haben die Kinder auch freien Einzelausgang in die nächste Ortschaft zu etwaigem Kino- oder Thaterbesuch und kleinen Einkäufen.

Selbstverständlich sind auch häufige Putz-, Flick- und Nähstunden für die Jungen, für die Mädel Handarbeits- und Strümpfewaschstunden vorgesehen, und alle müssen sich je nach Gelegenheit und Eignung um die Heranschaffung des täglichen Bedarfes an Lebens- und Unterrichtsmitteln bemühen. Das erzieht praktische, umsichtige und hilfsbereite Menschen.

So wird durch die Tatsachen eine weitere Befürchtung mancher Eltern, das Einzelkind würde in der großen Masse nicht nur unterrichtlich, sondern auch erziehlich zu kurz kommen und sich an ein allzufreies Leben gewöhnen, zerstreut. Im Gegenteil! Vom Standpunkt des Berufserziehers aus gesehen, wird in diesen Lagern erstmals geradezu der Idealzustand für alle unterrichtliche und erziehliche Einwirkung durch die Schule erreicht.

In der Heimat haben die Lehrer nur wenige Tagesstunden die Kinder in der Schulstube vor Augen. Dann sind sie wieder den ablenkenden Einflüssen des Elternhauses, der Straße, überhaupt all den vielen unkontrollierbaren Miterziehern ihrer sonstigen Großstadtumwelt ausgesetzt. In den Heimen jedoch stehen die Kinder unter der einheitlichen Leitung ihrer Lehrer, der Lehrerin in und außerhalb des Unterrichts. Alle sind infolge des ausgiebigen Essens, der vielen Bewegung in freier Höhenluft und des reichlichen Schlafes weniger gereizt und viel aufnahmebereiter. Diese günstigen Umstände lassen ein wesentlich konzentrierteres Arbeiten zu, geben den Kindern mehr innere Sammlung für Unterricht und Hausaufgaben. Alle sind einheitlich nach dem Erziehungswillen ihrer Lehrer ausgerichtet, sind williger, denn alle Reibungen mit dem Elternhause, alle Verdrießlichkeiten, die sich sonst aus einem unpassenden außerschulischen Verhalten ergeben, fallen weg. Und durch das ständige Beisammensein und die enge kameradschaftliche Fühlungnahme mit den beigegebenen

Im Eßsaal

Postausgabe

Schlafenszeit

Strümpfewaschen

Turnstunde

Skiunterricht

Fuhrern oder Führerinnnen von HJ. und BDM. wird auch der im Interesse einer geschlossenen schulischen und staatspolitischen Erziehung so notwendige Gleichklang mit den Maßnahmen der staatlichen Jugendführung erzielt.

Die Erzieher lernen ihre Schützlinge endlich auch in ihrem Privatleben kennen und individueller und gerechter beurteilen, erfahren ihre Besonderheiten und persönlichen Anliegen, nehmen am inneren Leben der einzelnen innigeren Anteil. Man wächst zu einer großen Familie zusammen.

Allerdings muß dieser schulisch-erzieherische Idealzustand von seiten der Lehrkräfte und, soweit sie verheiratet sind, auch von deren Ehefrauen ziemlich teuer erkauft werden. Sind sie doch für alles und jedes verantwortlich, haben kaum eine Stunde für sich und für eine wohlverdiente Entspannung. Sie müssen alles, was die Kinder bewegt, was sie brauchen, ein freundliches Ohr und Hilfe bereit haben.

Ob das nun die Instandhaltung der Schuhe, Kleider und Wäsche, das Essen oder die Versorgung mit Lesestoff, Spiel- oder Bastelbeschäftigung ist, ob es sich um zeitraubendes Vorbereiten auf jede Unterrichtsstunde, auf Unterrichtsgänge oder Wanderungen, auf interne Veranstaltungen und Einüben unterhaltender Vorführungen handelt, ob man zu kontrollieren hat, daß die Kinder rechtzeitig aufstehen, sich sauber waschen und anständig kleiden, ob man Erkrankte pflegt, die Zimmer auf Ordnung und Reinlichkeit nachsieht oder abends prüft, daß alle pünktlich im Bette sind und niemand Unfug treibt — jede Kleinigkeit geht die Erzieher an.

Dafür konnten die Lagerlehrer auch aus freien Stücken erklären, sie hätten in der Heimat nur selten so gute Unterrichts- und Erziehungserfolge an den Kindern gehabt, besonders bei jenen der Volksschule. Der Leiter eines Knabenlagers versicherte, er habe in den letzten drei Monaten den Unterrichtsstoff von etwa vier durch Kriegsverhaltnisse versäumten Schulmonaten leicht und doch gründlich nachholen können. Seine Klasse sei den in der Heimat Verbliebenen voraus.

Die bisherige Erfahrung hat übrigens gezeigt, daß jene Lager bessere Unterrichts- und Erziehungserfolge aufweisen, in denen die ursprünglichen Heimatklassen geschlossen untergebracht werden konnten, weil deren Eltern ihre Einwilligung zur Verschickung der Kinder fast alle gaben. Hier konnte unterrichtlich auf einem einheitlichen Grund aufgebaut werden. Diese Schüler halten auch kameradschaftlich besser zusammen.

Darum mögen Eltern, an die etwa die Frage herantritt, ihre Kinder der Landverschickung anzuvertrauen, das ohne Bedenken tun. Die Kinder werden in jeder Hinsicht gut behütet, erzogen und gefördert. Denn Deutschland sorgt viel großzügiger und gewissenhafter für seine Jugend als das reiche England. Während dort nur einige hundert Plutokraten ihre verwöhnten Sprößlinge über den Ozean in Sicherheit bringen ließen und sie drüben mit allem Luxus umgeben, gewährt Deutschland allen Kindern, gleichviel ob deren Eltern wohlhabend oder weniger begütert sind, bei freiwilliger Zustimmung zur Verschickung Sicherheit, ungestörten Schlaf, gesundheitliche Lebensführung und bestmögliche Ausbildung völlig kostenlos. Reich und Partei, der Reichserziehungsminister und der Reichsleiter der deutschen Jugenderziehung, der NS.-Lehrerbund und die mit dem Jugendherbergsverband zusammenarbeitende NS.-Volkswohlfahrt, sie sind gleicherweise bemüht, daß Deutschlands kostbarstes Gut, seine Jugend, lebensfroh und ausgerüstet mit dem nötigen Wissen und Können für ihre großen Zukunftsaufgaben in die Heimat zurückkehrt.

Geometriestunde

Erdkundeunterricht

Freizeit auf der Wiese

Ein Kapitel Jugendliteratur

Zum richtigen Jungen gehört der Schmöker. Das ist so, seit es Schmöker gibt. Und es gibt sie schon sehr lange. Schon unsere Großväter haben sich an ihnen begeistert. Und wenn ein heute berühmter Mann seinen Werdegang schildert, vergißt er fast nie, seine Liebe zum Schmöker und seinen Hang, zu schmökern, zu erwähnen. Und dies, obwohl er heute ein berühmter Mann ist, der auf dem Gebiete der Kunst oder Wissenschaft, der Industrie, des Handels oder der Technik Hervorragendes geleistet hat oder gar bahnbrechend war. Fast immer bekennt er sich zum Schmöker und erzählt er in seiner Lebensrückschau, wie er den Schmöker vor dem Schlafengehen heimlich unter das Kopfkissen praktizierte und bei abgeblendeter Lampe oder heimlich besorgtem Lichtstumpf mit fiebernden Wangen las. Oder gar während der Unterrichtsstunde unter der Schulbank.

Das war zu allen Zeiten nicht ganz ungefährlich. Denn einmal konnte man dadurch sehr leicht den Anschluß an das Klassenziel verlieren und zum andern — dabei erwischt werden. Und nie, weder früher noch später, zeigten die Lehrer weder für das Schmökern, noch für den Schmöker das Verständnis, auf das nach Meinung der Jungen das Schmökern und der Schmöker eigentlich Anspruch hatten. Zumal — was kein Geheimnis war oder wenn, dann ein sehr offenes! — die Herren Lehrer in ihrer Jugendzeit dem Schmökern und dem Schmöker durchaus nicht so abgeneigt gegenübergestanden hatten.

Jetzt aber wetterten sie gegen beides und nannten das Schmökern einen Unfug, einen gefährlichen sogar, dem man mit allen Mitteln zu Leibe gehen müsse. Und — sie hatten recht! Nur allzurecht; denn sie vermochten den nachteiligen Einfluß des Schmökerns auf die Klassenleistungen nachzuweisen und wohl auch gar Beispiele anzuführen, wie da und dort Jungen durch hemmungsloses Schmökern in ihrem Denken verwirrt und schließlich auf die Bahn des Verbrechens geraten waren. Auszurotten vermochten sie den Unfug aber nicht. In stets wechselndem Gewand fand der Schmöker seinen Weg zu den Jungen. Und die verschlangen ihn, gaben ihn von Hand zu Hand und — waren begeistert.

Als Räubergeschichte voll spannendster Abenteuer trat er unsern Großvätern und Urgroßvätern entgegen. Der „edle" Räuber, der Rächer der Unterdrückten und Richter der Unterdrücker (oft frei nach Karl Moor in Schillers „Räubern") hielt mit seinen unglaublich wagemutigen Taten, die von einem vertrottelt dargestellten Bürgertum und seinen als unendlich beschränkt geschilderten Hütern der Ordnung nie nach ihrem wahren Sinn begriffen wurden, die Jungen vor hundert Jahren in Atem. Einen Silbergroschen oder sechs Dreier mußten sie für das Heft bezahlen, auf dessen Umschlag in grellen Farben eine Szene aus seinem Inhalt anreißerisch abgebildet war. Die Rechtsunsicherheit des 17. und 18. Jahrhunderts und die Willkür der Herrschenden in vergangener Zeit klang in ihnen nach und fand in einer glorifizierten Räuberromantik ihren Niederschlag.

Als es für diese keine sichtbaren Beweise und Beispiele auf dem Festlande, insbesondere in den deutschen Ländern, mehr gab, wurde von den — meist ungenannten — Verfassern der Schmöker der Schauplatz der ebenso abenteuerlichen wie blutrünstigen Handlung auf das Meer verlegt. Die Korsaren, die unter der schwarzen Flagge segelten, waren nun die Helden der Jungenträume. Und stets fand hier wie dort eine wirklich einwandfreie, auch wohl erlebte Abenteuergeschichte aus der Feder eines berufenen Schriftstellers gewissenlose Nachahmer, die mit ihren Erzeugnissen die Phantasie der kritiklosen und unreifen Leser aufpeitschten.

Das wurde besonders deutlich, als mit dem Einsetzen der Auswanderungsbewegung sich die Blicke aller nach Amerika richteten, als der unsterbliche „Lederstrumpf" geschrieben und auch in Deutschland interessierte Leser und — Nachahmer fand. Herrgott, was wurden in diesen Indianerschmökern für Skalpe abgeledert, Friedenspfeifen geraucht, Kriegsbeile ausgegraben, und welch ein Heldenmut wurde am Marterpfahl bewiesen! Diese Geschichten kennen wir Aelteren noch. Wir wissen, daß die Comanchen edel und daß die Apachen „Hunde" waren, uns sind Stammesnamen wie Krähenindianer, Sioux und Delavaren noch geläufig. Einen neuen Auftrieb erhielt diese „Literatur" durch das Erscheinen von „Buffalo Bill", eines in seiner Anlage dem „Lederstrumpf" verwandten Werkes, das um die Jahrhundertwende häufig in den Jugendbüchereien anzutreffen war. Buffalo Bills wirklich erlebte oder doch glaubhaft in diesem Werk dargestellte Abenteuer reizten zur Herausgabe von wöchentlich erscheinenden 20-Pfg.-Heften, in denen das „Urbild" hundertfach an Tapferkejt übertroffen wurde. Es war Ehrensache für jeden Jungen, möglichst alle Hefte zu besitzen oder doch gelesen zu haben. Die Indianergeschichte kam in ihnen letztmalig „zu Ehren".

Denn es war ihr, abgesehen von den Machwerken der Nachahmer Karl Mays, schon längst ein schärfer Konkurrent erwachsen: die Detektivgeschichte begann im Sturmlauf die Herzen der Jungen zu erobern. Sie ist in gewisser Beziehung mit der Räuber- und Abenteurergeschichte früherer Jahrzehnte verwandt. Bemüht sich diese jedoch, die Tat selbst in den Mittelpunkt der Spannung zu stellen, geht es bei dieser darum, die Tat in allen Einzelheiten (und, wenn es sein muß, mit allen Scheußlichkeiten) auszumalen, so schildert die Detektivgeschichte die Entdeckung des Täters durch den Detektiv.

Dessen Urbild ist der von dem englischen Schriftsteller Conan Doyle geschaffene „Sherlock Holmes", der Held verschiedener „Kriminalromane". Die Schmöker (oder die Schmökerfabrikanten) bemächtigten sich seiner, und in ihnen feierte der Scharfsinn des Meisterdetektivs Triumphe, die alle ihm von seinem Erfinder angedichteten weit in den Schatten stellten.

Sherlock Holmes' Ruhm — oder aber das Geschäft, das mit den Schmökern zu machen war, die seinen Ruhm verkündeten — ließ geschäftstüchtige Verleger und ebensolche „Schriftsteller" nicht schlafen. „Nic Carter" trat auf den Plan, Nic Carter, der in New York arbeitete. (Denn zwei Meisterdetektive waren ja in London, dem Arbeitsfeld von Sherlock Holmes, nicht gut möglich.) Der Wettbewerb der beiden kam den jugendlichen Lesern zugute. Was waren das aber auch für Kerle! Unerschrocken, gerissener als der gerissenste Gauner, Meister der Verstellungs- und Verkleidungskunst, Herr der verzweifeltsten Lagen und immer Sieger über die Verbrecher aller Schattierungen. Und immer trat im letzten Augenblick, wenn der Verbrecher den überlisteten Detektiv gerade umbringen wollte, das Wunder ein, das diesen befreite und das wiederum gar kein Wunder war, sondern eine „logische" Begebenheit, von dem Ueberlisteten vorausbedacht und erst dann in Szene gesetzt, wenn sich das Opfer seines Sieges sicher wähnte. (Und wenn die 32 Seiten des Heftes bis auf die vorletzte vollgedruckt waren!)

Die Jungen glaubten an Sherlock Holmes und Nic Carter und sahen mitleidig auf die deutschen Kriminalpolizisten, denen weder Gelegenheit zu solchen Taten gegeben wurde, noch solche Taten im entferntesten zuzutrauen waren. Und daß der Mister Carter, wie es auf der vierten Umschlagseite der Hefte zu lesen war, einmal die Wahrheit der Geschichten und zum andern die von ihm erteilte Erlaubnis, sie nur in dem NN-Verlag zu veröffentlichen, bestätigte, das nahm den Jungen die letzten Zweifel an ihrer Echtheit und ließ sie diejenigen, die vor der Lektüre solch ausgemachten Unsinns warnten, für begeisterungsunfähige Trottel ansehen. Hundertmal von Lehrern und Erziehern aus vielen Gründen verboten, wanderten die Hefte doch heimlich von Hand zu Hand,

bis schließlich die einsetzende Kritik dem Jungen selber die Narrheit aufzeigte, die darin bestand, daß er sich mit ihnen die Zeit vertrieb oder die Zeit vergeudete, oder bis er ihnen so hoffnungslos verfallen war, daß er die Gestalten in ihnen so oder so zum Vorbild nahm und auf die schiefe Bahn geriet. „‚Schundliteratur' hat ihn zum jugendlichen Verbrecher werden lassen", hat man nur allzuoft in den Berichten von Gerichtsverhandlungen lesen müssen. . . .

Sherlock Holmes und Nic Carter beherrschten nur für ein paar Jahre das Feld. Sie räumten es andern „Helden", an deren zumeist auf den Verbrecherfang abgestellten Taten sich die Jungen begeisterten. Vielleicht hat es keiner ihrer Nachfahren — ob sie nun Percy Stuart, John Kling, Billy Jenkins oder sonstwie hießen — zu solcher Popularität gebracht wie diese zwei. Aber gefährlich waren sie dem Jugendlichen nicht minder. —

Wie schon erwähnt, ist der Schmöker zu allen Zeiten besonders von den deutschen Erziehern ernstlich bekämpft worden. Daß das bloße Verbot in diesem Kampfe ein völlig ungeeignetes und erfolgloses Mittel war, hatte man gar bald erkannt. Denn in dem deutschen Jungen steckt nun einmal der Drang nach dem Erleben, nach dem Abenteuer, und dieser Drang sucht Befriedigung. Ihn zu unterdrücken, kommt dem Unterfangen gleich, einem Dürstenden das Trinken zu verbieten. Wie man nun aber dem Dürstenden, soweit er noch nicht selber eine ihm zuträgliche Wahl unter den Getränken zu treffen imstande ist, diese vorsetzt, so tat man es auch im Hinblick auf sein Lesebedürfnis. Man versuchte es wenigstens. Aus der deutschen erzählenden Literatur wählte man die guten Abenteurergeschichten aus und faßte sie in Heftreihen zusammen. Man tarnte sie auch wohl als Schmöker, versah sie mit entsprechenden Umschlagbildern und bot sie den Jugendlichen dar. Mit nur geringem Erfolg. Denn diesen winkten in den Auslagen der Buchläden nach wie vor jene „Reißer" für 10 oder 20 Pfg., die die Schmökerverleger am laufenden Band und in stets wechselnder Aufmachung den Jugendlichen anboten. Und solange diese „Konkurrenz" sich ungehindert breitmachen konnte, war an eine nachhaltige Geschmackslenkung der Jugendlichen nicht zu denken. Der Schmöker florierte, und das gute Jugendbuch — und war sein Inhalt noch so spannend, ja vielleicht noch spannender als das unmögliche und ungereimte Zeug, das den Inhalt der Schmöker ausmachte, — vermochte ihn nicht zu verdrängen. Ausschüsse für eine gute Jugendliteratur, Ausschüsse gegen Schund- und Schmutzliteratur tagten, planten und gestalteten. Solange jedoch das Unkraut neben und unter dem Weizen wachsen durfte, war der Erfolg ihres Bemühens zweifelhaft. Solange die gesamte Bucherzeugung in Deutschland und vor allem die des die Jugend ansprechenden wirklichen Jugendbuches nicht „Tritt gefaßt" hatte, war eine Wendung zum Besseren nicht zu erwarten.

In liberalistischer Zeit mochte man getreu dem Grundsatz von dem Eigenrecht der Person darüber hinwegsehen und es dem Jugendlichen selber oder den für seine Erziehung bestellten Personen und Körperschaften überlassen, den Geschmack am guten Buch zu entwickeln. In der heutigen Zeit geht es um mehr als um den Geschmack. Heute geht es darum, den Jugendlichen zu einer Persönlichkeit mit einer eindeutigen, auf das Volk und den Staat ausgerichteten Grundhaltung zu erziehen. Und da dürfen in ihm nicht Instinkte geweckt oder genährt werden, die dieser Haltung zuwiderlaufen. Und wäre es auch das nicht: die Zeit, die der Jugendliche dem wertlosen Schmöker opfert, ist einfach zu schade, sie kann zu s e i n e m und s e i n e s V o l k e s N u t z e n besser verwandt werden und — das sei betont! — nicht weniger vergnüglich durch das Lesen wertvoller Bücher.

Nach dem Weltkriege ließ man — wer trägt die Schuld? Die Verantwortlichen für die Jugenderziehung? Die Verleger, weil es der gewünschten „Richtung" zuwiderlief? — die große Chance ungenutzt, das Kriegsgeschehen in Gestalt wohlfeiler Hefte an die Jugend heranzutragen und es in ihr lebendig werden zu lassen. Dabei brannte die deutsche Jugend, begeisterungsfähig wie sie trotz zersetzender politischer Hetze geblieben war, darauf, von den Taten der Väter zu Lande, zu Wasser und in der Luft zu hören. Aber erst nach 1933 wurde der Sehnsucht der Jugend nach dem Kriegsbuch wirklich Rechnung getragen. Als Schmöker aufgemacht, blieb es aber auch dann noch eine Ausnahmeerscheinung.

Mit Beginn des gegenwärtigen Krieges wurde den wertlosen Schmökerreihen durch ein Verbot von behördlicher Stelle endgültig der Garaus gemacht. Zugegeben: viele waren harmlos. Sie verherrlichten den Held und das Heldentum im Kampf gegen das Untermenschen- und Ausbeutertum. Aber die Handlung war ja zumeist zu unwahrscheinlich, der Stil zu phrasenhaft geschwollen, und die Moral zu dick aufgetragen, daß wirklich nur die unreifsten Jungen sich zu ihnen bekannten. Und für die blieben sie eine Gefahr. Für Schmöker dieser Art war einfach kein Platz mehr in unserem Volke, seit dieses in einen Abwehrkampf um Sein oder Nichtsein getreten war.

Die Jugend hatte keine Ursache, ihnen nachzutrauern. Denn mit dem Verbot der wertlosen Schmöker erschienen als deren wertvoller Nachfolger die Hefte der „K r i e g s b ü c h e r e i d e r d e u t s c h e n J u g e n d", für deren Herausgabe die Reichsjugendführung im Einvernehmen mit den Oberkommandos des Heeres und der Kriegsmarine und dem Oberbefehlshaber der Luftwaffe verantwortlich zeichnet. Und es zeugt von dem gesunden Empfinden unserer Jungen und Mädel, — ja, auch Mädel! — daß sie sich sogleich von diesen Heften zutiefst angesprochen fühlten. Es zeugt aber auch von einem wirklichen Verstehen des jugendlichen Lesebedürfnisses, daß die Herausgeber die Hefte in Inhalt und Aufmachung so jugendgerecht zu gestalten wußten.

Seit dem Herbst des Jahres 1940 läßt der Aufwärts-Verlag, Berlin, als „A u f w ä r t s - J u g e n d - B ü c h e r e i" eine Schriftenreihe erscheinen — jede Woche ein Heft von 40 Seiten für 20 Rpf. — das man als willkommene, wenn nicht gar notwendige Erzeugung der vorhin genannten „ausgerichteten", guten und wertvollen Schmöker (unter ihnen seien u. a. auch die Hefte der „K o l o n i a l b ü c h e r e i" erwähnt) bezeichnen könnte. Denn in der Aufwärts-Jugend-Bücherei findet j e g l i c h e s Heldentum, j e g l i c h e s Abenteuer, j e g l i c h e Großtat, ganz gleich ob sie im Vaterlande selbst, an seinen Grenzen oder in fernen Zonen geschahen, ihren Schilderer. Die g a n z e F ü l l e der Lebensgestaltung unseres Volkes in Vergangenheit und Gegenwart soll in ihr der deutschen Jugend in Form von spannenden Erlebnisberichten zugänglich gemacht werden. Die bisher vorliegenden ersten zwanzig Hefte zeigen, daß die vom Verlag angestrebte Mannigfaltigkeit in Inhalt und Themengestaltung auf gutem Wege ist.

Ich habe zwei von den Heften — bei dem einen, „Der Flußräuber", reizte mich der Titel, beim andern, „Augen im Dunkeln", das tolle Umschlagbild — gleich in der ersten Nacht ausgelesen und geniere mich, zu gestehen, in welcher Zeit die übrigen achtzehn . . . Nun braucht das an und für sich keine Empfehlung für die — nun, sagen wir schon! — herrlichen Schmöker zu sein; es ist eher ein schlechtes Beispiel unbezähmter Lesewut. Aber, Hand aufs Herz, ihr alle, die ihr jemals, die Zeigefinger in den Ohren, einen Schmöker gefressen habt, kann man denn solche Geschichten teelöffelweise zu sich nehmen?! Wenn man das kann, dann ist man entweder kein rechter Junge (oder nie einer gewesen), oder — der Schmöker taugt nichts. Mir scheint, die Hefte der Aufwärts-Jugend-Bücherei taugen sehr viel. Denn einmal sind die Erzählungen unendlich spannend, und zum andern klingen in ihnen all die Grundgedanken der nationalsozialistischen Erziehung: Mut, Ehre, Treue, Einsatzbereitschaft, Bekenntnis zu Führertum und Gefolgschaft und zur Einordnung in die Volksgemeinschaft an, ohne daß jedoch in der Darstellung ein lehrhafter Ton angeschlagen wird. So „nebenbei" sollen und werden sie den jugendlichen Leser erziehen, so ganz unmerklich, und dabei ihre Phantasie beflügeln und ihre Herzen höher schlagen lassen, wie es sich für einen richtigen Schmöker geziemt.

Und findet nach Jahr und Tag mal ein Junge zu unterst in seiner Bücherkiste noch so einen Schmöker der alten Art, dann wird er sich wundern, daß seine Kameraden und er einst solch dummen und albernen Geschichten einen Geschmack abgewinnen konnten. Schmöker vom Stil der Aufwärts-Jugend-Bücherei werden es dahin bringen. Ganz bestimmt! Und sie werden auch diesen und jenen Vater begeistern, der sich mal solch einen Schmöker „ausleiht". Heimlich selbstverständlich, damit es der Herr Sohn nicht merkt, und daß der Herr Vater Grund behält, auf seinen „ewig schmökernden" Sohn zu schelten. Wie das nun einmal üblich ist, solange es Schmöker gibt. Und wie es — zu beider, zu des Vaters und des Sohnes Ehre sei's gewünscht! — hoffentlich immer üblich bleiben wird . . .

Hochzeit! Hochzeit!

Erzählung von Arnold Ulitz

Zeichnungen von F. Wölenberg

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten. Copyright 1940 by Friedrich Stollberg Verlag, Merseburg a. d. Saale

5. Fortsetzung

Helene brachte in die Stube eine sehr gelbe Mehlspeise, die berauschend nach Rum roch. Sie wußte nur, daß die Speise für einen der drei Herren Pfarrer bestimmt war und stellte sich vor Hochwürden Globisch hin, der immer noch mit dem Braten zu tun hatte. Bronislawa Kotulla, die Pfarrköchin, die feinfühligerweise mitten unter Bauern und nicht etwa oben bei den Geistlichen saß, warf ihrem Herrn einen sehr starken, forschenden Blick zu, denn Helene war schön. Hochwürden warf einen Blick zurück und fragte die Magd verwundert: „Für mich?" Sie wurde schrecklich rot und bekam gleich Tränen in die Augen, da jauchzte schon Pfarrer Biala und zerrte die ganze Schüssel vor seinen eigenen Platz. „Herr Kosiol", rief er dem Hausherrn zu, der wieder einmal ins Zimmer trat, „das ist ja eine himmlische Mehlspeise!" „Es sollte eine Ueberraschung sein!" lächelte Franzek geehrt und dienerte. „Schade, daß Sie nicht noch ein paar Töchter haben, die heiraten könnten, ich würde bei keiner fehlen." Frau Smolka glaubte eingreifen zu müssen und sagte: „Es sind ihm ja fünf Töchter gestorben, dem armen Vetter!" Herr Pfarrer Biala wurde puterrot und sagte „oh", was sollte er sonst auch sagen? und machte sich über die duftende, dampfende Speise her. „Völlerei!" tadelte Pfarrer Kiok schalkhaft, und Biala benutzte schlau den Anlaß, um etwas Lustiges zu sagen: „Völlerei? Oh, mein lieber Amtsbruder, Völlerei kommt von voll. Sieh mich an, bin ich etwa voll?" „Dann konsultiere den Doktor, wenn dir das viele Essen nicht anschlägt", sagte Hochwürden Globisch, „eben kommt er zur Tür herein." — „Ich und zum Doktor?" lachte der lustige Pfarrer. „Ich behandle mich selbst, und wißt ihr, wie? Ich fahre täglich 30 Kilometer auf meinem Rade, meine Schäflein wohnen so verstreut, da muß ich tüchtig strampeln, und da zerschmilzt das Fett." Die marianische Jungfrau Olga Wanjura verschluckte sich vor Lachen, als sie das Wort strampeln hörte. „Dürfte ich auch einmal um die Speise bitten, Herr Pfarrer", bat Frau Ruda in deutlich rügendem Ton, „Sie werden sie doch nicht ganz allein essen wollen?"

Aber der Spaß an ihrer Bosheit ging ihr verloren, denn sie mußte ihren Satz dreimal aussprechen, ehe er überhaupt verstanden wurde, ein derart fröhliches Getöse machte Herr Dr. Wendt, der Arzt. Er kannte alle, er hatte den meisten schon einmal geholfen und in höchster Not auch bei Kühen und Stuten den Geburtshelfer gespielt. Es gab ein großes Rufen und Händeschütteln. Die Magd Helene kniff er in die Backen und sagte: „Gut durchwachsen!" Der Förster Gnilka lachte wie besessen, und alle, einschließlich der geistlichen Herren und ausschließlich der Frau Ruda und des Briefträgers, lachten mit, denn Karl Scholz, der die Suppe versäumt hatte, entschädigte sich jetzt wortlos gierig am Braten. „Helene", rief Dr. Wendt, „also paß gut auf: ein Pfund Braten, einen Berg Rotkraut und zehn Klöße. Ich komme nämlich nur auf einen kleinen Imbiß her!" Das war schon wieder ein ausgezeichneter Witz. „Franzek, und wie wär's mit einem Schnaps?"

Woitinek leuchtete auf, jetzt konnte der Hausherr den Schnaps nicht länger hinauszögern, und Franzek brachte drei Literflaschen, und alle meinten, das Wasserklare da drinnen sei weißer Getreidekorn, aber Dr. Wendt verdrehte die Augen nach dem ersten Glas und stöhnte selig: „Slibowitz? Franzek, alter Junge! In einer gemeinen Kornflasche so einen Slibowitz?" — „Zur Ueberraschung!" lächelte Franzek überglücklich.

Woitinek war schon beim dritten Glase. Bronislawa Kotulla, die als Pfarrköchin immerhin fast eine Vorgesetzte war, brummte ihm zu: „Saufen Sie nicht soviel, der Tag ist noch lang." Diese Sekunde benutzte Hochwürden Globisch, um endlich sein erstes Glas zu leeren und war dem feinfühligen Amtsbruder Kiok sehr dankbar, daß der es ihm sofort wieder füllte.

„Ein Hoch auf die Hausfrau!" rief Dr. Wendt mit vollen Backen. „Hoch, hoch", schrien alle, einschließlich Frau Smolka, ausschließlich Frau Ruda, die nur wortlos ein bißchen die rechte Hand hob. Woitinek schrie am lautesten, und als alle mit den Hochs fertig waren, jammerte er: „Ach, Jesus, der Arme, der keine Hausfrau mehr hat!" und weinte. „Ich will dir mal was sagen, Woitinek", rief ihm der Doktor gemütlich zu, „du darfst hier nicht so einen Spektakel machen. Andere Männer saufen sich selber tot, du aber hast deine arme Alte totgesoffen, das ist kein schöner Zug an dir!" „Ja, ja", heulte Woitinek, „der Kummer hat sie ins Grab gebracht!" „Genau so ist es, Woitinek, und nun hör' auf und gib ein bißchen auf deinen Jungen acht. Ich sah ihn neulich in Ratibor in einem Zustand, er hat doch sicher einen neuen Anzug gebraucht?" Woitinek strahlte schon wieder, er fühlte sich ja so geehrt, daß der Herr Doktor von seinem Fritz sprach. „Wir haben ihn nach Ratibor geschickt", lachte er, „in die chemische Reinigung."

Franzek, der Herr, durchwanderte sein schmausendes, zechendes Haus.

Die jungen Leute in der Tenne begrüßten ihn mit Gebrüll, und er brauchte nicht zu fragen, ob sie genug zu trinken hätten. Der Kaplan war noch nicht wieder da, und Franzek setzte sich neben das arme Bäuerlein, legte den Arm um den kichernden Alten und ehrte ihn so vor jedermann. Dem rotnasigen Stanislaus gab er einen Wink, sagte ihm was ins Ohr, und nach ein paar Minuten hatte der Alte ein riesiges Glas Slibowitz vor sich, für alle andern hier unten gab es nur Korn, und auch er wirkte genügend. „Schmeckt's, Sefflick?" brüllte Franzek. „O Jesus, und wie, Franzek!" „Und alle Achtung vor deinem Sohn, Sefflik! So ein schöner, feiner Kaplan!" Der alte Ciaja wischte sich nur die Augen. „Meiner wäre jetzt auch schon vierzig", sagte Franzek und wischte sich gleichfalls die Augen.

Hinten im Garten saß der weinende Herr Schablowsky und sagte zum zehnten Male: „Wäre er lieber als kleines Kind gestorben! Was war er für ein liebes Kind! Und so begabt! Zeichnen konnte er, und musikalisch, so musikalisch!" Zum zehntenmal auch sagte er: „Und jetzt ist er also im Gefängnis."

„Lieber Herr Schablowsky", tröstete der Kaplan, „vertrauen Sie der Kraft des Gebets! Glauben Sie, unser heißes Beten zerschmilzt einmal auch die Gefängnismauern und auch das verhärtete Herz. Einmal, einmal in seiner Zelle wird er spüren, wie wir hier inbrünstig den Herrn für ihn anrufen, und einmal kommt die Stunde, daß er auch selber ruft! Wer richtig zum Herrn ruft, der ist schon gerettet! Sie dürfen ihm den Tod nicht wünschen, denn Tote könnnen nicht mehr bereuen. Er wird bereuen und Gott wieder ein Wohlgefallen sein!"

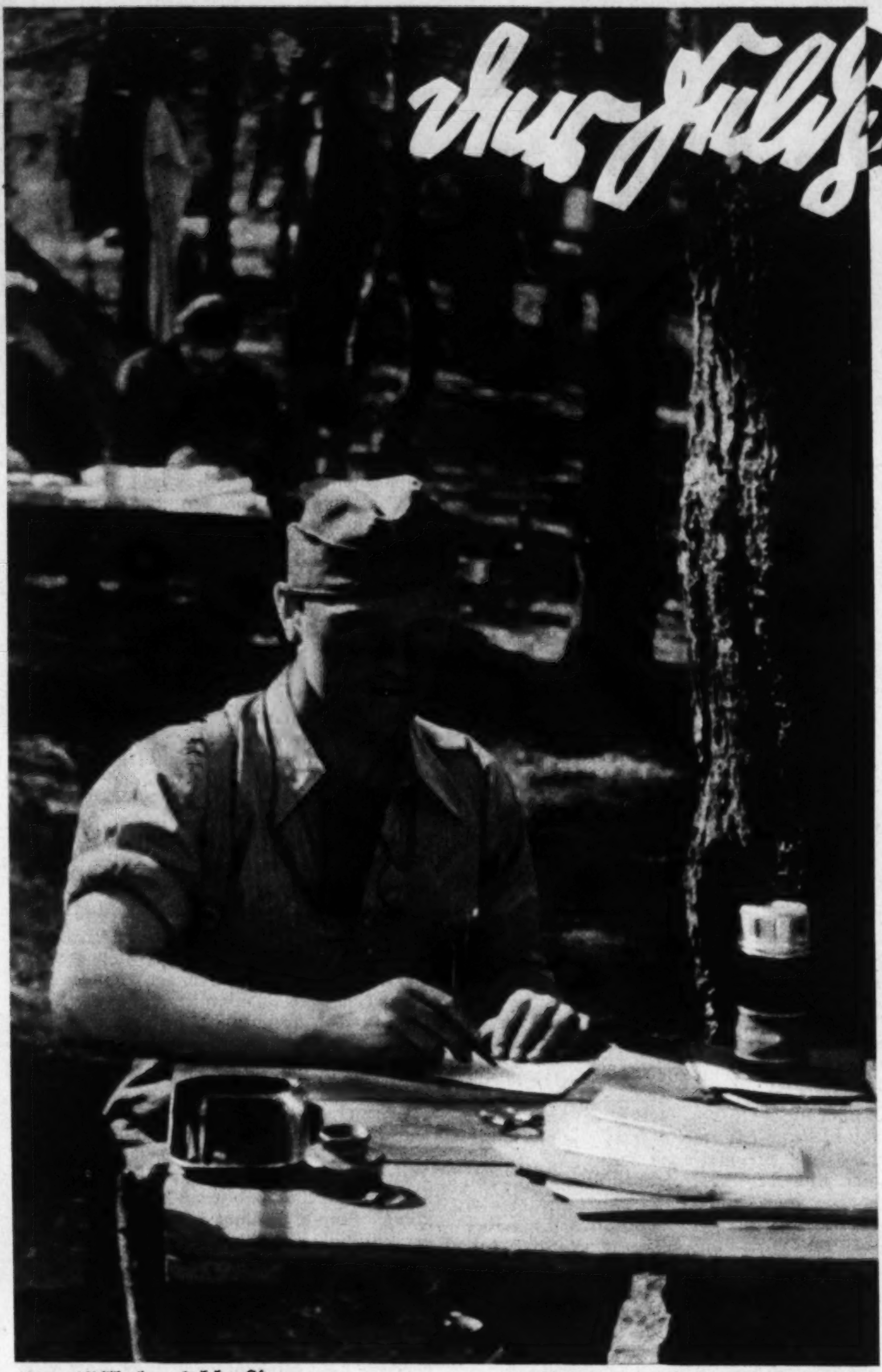
„Beten Sie mit mir, bleiben Sie bei mir!"

„Ich bleibe bei Ihnen, selbstverständlich bleibe ich."

Er nahm des Lehrers Hand, da gab sich Schablowsky einem letzten Ausbruch des Schmerzes hin. Der Kaplan kniete nieder und der Lehrer kniete neben ihm, so beteten sie, und der junge Geistliche blickte ekstatisch in den Baum hinauf, von dem er als Knabe so oft genascht hatte, und im Wipfel schien ihm das Antlitz der schmerzenreichen Madonna zu leuchten, wie sie liebevoll auf den schmerzenreichen Vater herabsah.

Franzek suchte den Lehrer. Er ahnte, daß Schlimmes geschehen war, denn er hatte die Handschrift auf dem Brief erkannt, weil mancher Bettelbrief aus Dresden zum guten Kosiol gekommen war, mancher Brief, von dem Vater wie Mutter nichts ahnten. Er ging spähend durch den Garten, entdeckte von weitem Schablowsky und den Kaplan und kehrte sofort um. (Fortsetzung folgt.)

Der Feldpostbrief



Von Wilhelm Schleußinger

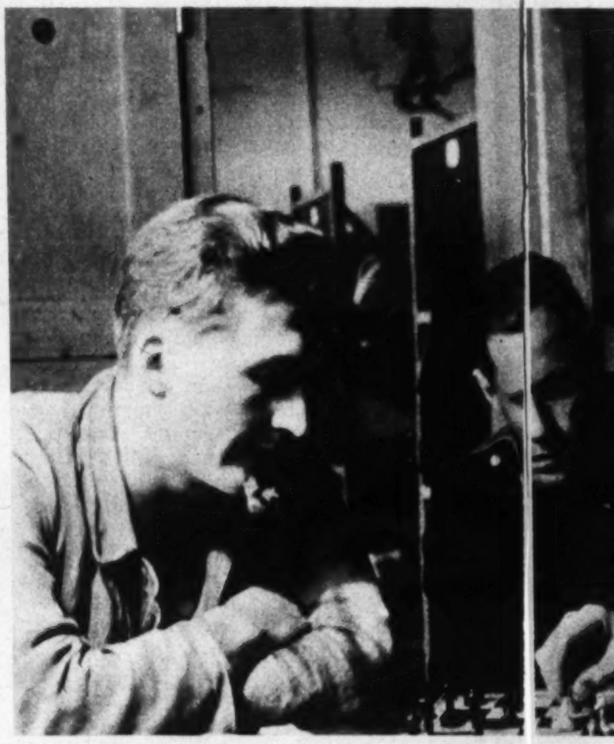
Aufnahmen: Bildervertrieb Schröder

Ein trüber, schneeverhangener, grauer Tag am Kanal. Weit drüben, hinter dem Dunstschleier, zeichnet sich schemenhaft die britische Küste ab. Graugrün schimmern die Wellen des Kanals, kleine Schaumkronen tragend, zum Posten vor dem Bunker herauf. Drinnen im Bunker gaben sich die Kameraden im Vollgefühl der dienstfreien Stunden der Muße hin — wozu sie Herz und Sinn trieb. Unter ihnen Michael, der Jüngste der Bunkerkameradschaft. Scherzhaft nannten sie ihn den „Kleinen Michel", wohl weil er so stolz war auf seine Vaterstadt, die alte Hansestadt Hamburg, und weil ihm die Augen so groß wurden, wenn des Sonntags morgens die eherne Stimme des „Großen Michel" durch den Aether bis in den Bunker schwang und ihm Grüße von Strom und Stadt zurief. Leise klatschte das Geräusch der fallenden Karten aus der einen Ecke, wo sich drei Unentwegte zusammengetan hatten, dicke Rauchwolken aus ihren Pfeifen paffend. Vom Tisch her drang das Kratzen der Feder — ein „Alter Knochen", der schon im Weltkrieg manches Ding mitgemacht hatte, schrieb dort in ungefügen sturen Buchstaben seinen Brief an die Frau, er schrieb einen lieben Brief an seine Grete, die er gerade heute vor vierzehn Jahren heimgeführt hatte. Ihre letzten Zeilen sprachen freudig davon, es werde nun wohl bald soweit sein, daß sie ihm sein Drittes schenken dürfe. Und die Hoffnung, er würde dann auch vielleicht auf Urlaub kommen, schwang leise durch ihren innigen Brief.

Michael saß auf seinem Bette und las; er las viel. Jede freie Minute gehörte dem Buch. Schon manches Scherzwort mußte er sich wegen seines Heißhungers gefallen lassen, mit dem er die Seiten verschlang. Keines aber war böse gemeint, denn alle mochten ihn wegen seines stillen, bescheidenen Wesens, das nicht viele Worte kannte, und seiner herzlichen Kameradschaft gern leiden.

Nun hatten anscheinend auch die drei Skatbrüder langsam genug, denn schon wurde das Spiel durch Gesprächsfetzen unterbrochen, und jetzt warfen sie die Karten zusammen. Selbst der „Kleine Michel" kam mit heißgelesenem Kopf von seinem Feldbett heruntergetorkelt und ließ sich bei den Kameraden nieder. Der breitschultrige Fritz Langer, der sich immer gern reden hörte, schnitt wieder mächtig auf; er erzählte von den vielen Mädchen, die alle sehnsüchtig in der Heimat auf ihn warteten. Hinrich, der Bauernsohn, sprach davon, daß seine Leute daheim bald an die Frühjahrsbestellung gehen müßten, und wie das würde, wenn er selbst erst wieder mit zupacken könne.

Still hörte all diesem Michel zu, während er an einer Zigarette zog. Und manchmal schaute er versonnen auf irgendeinen Punkt der Betonwand, bis ihn der Alte anstieß und fragte: „Sag mal, Michael, wie kommt es, daß du niemals Post erhältst? — Hast du denn niemand, der dir ein Päckchen schickt, oder ein Mädel, das



Nichtstun kennt der deutsche Soldat nicht. [D]er Dienst ... sich die Kameraden gern zu einem Spielch[en z]usammen ... Brettspiel, es bietet ih[nen] Zerstreu...

dir einen lieben Brief schreibt?" — Die Gespräche versiegten, und jeder war auf die Antwort des wortkargen kleinen Michels gespannt; selbst der „Don Juan" Fritz zwang sich zum Schweigen, obwohl es ihm sonst doch so schwer fiel. — „Ja, das war so", begann Michael zögernd, „mein Vater, der den Weltkrieg auch hier im Westen mitmachte und auch heil nach Hause kam, er konnte, wie viele Frontsoldaten damals, die inzwischen in der Heimat ausgebrochene „neue Zeit" nicht verstehen. Die Firma, bei der er vor dem Kriege in Diensten stand, hatte plötzlich keinen Bedarf mehr für ihn. Ihr wißt ja, wie das war. Die neuen Herren, meist Juden, hatten kein Verständnis. Das hieß also Arbeitslosigkeit — stempeln. Schließ-

lich wurde ihm nach langem, vergeblichem Suchen eine Stelle im Hafen zugewiesen. Schwere, am ohnehin schon zermürbten Körper zehrende Arbeit, der er nicht gewachsen war, tat er, bis ihn eines Tages dann ein Unglücksfall bei der Arbeit aus dem Leben riß ..."

Tiefe Stille herrschte unter den Kameraden, als Michael für einige Augenblicke seine Erzählung unterbrach. „Nun hieß es für meine Mutter, für sich und mich, den damals Zweijährigen, zu sorgen. Sie reinigte Treppenhäuser; mich gab sie so lange zu Nachbarn, die ebenfalls ein kleines Kind hatten. Lange ging meine Mutter ihrer schweren Tätigkeit nach. Eine Lungenentzündung bereitete ihr dann ein schnelles Ende. Sie war eine gute Mutter. — Nun mußte ich selbst ans Geldverdienen gehen; Verwandte, die mich hätten aufnehmen können, besaß ich nicht, und so blieben weitere Bekanntschaften auch aus. Ich stehe heute allein!"

Dem Alten waren die Augen feucht geworden. Voll stiller Teilnahme blickte er auf den Jungen, der schon so viel Bitteres hatte erfahren müssen. Und auch die anderen Kameraden saßen stumm rauchend umher und dachten wohl alle an ihr eigenes Leben. Wie gut hatten sie es! In herzlicher Kameradschaft klopften sie Michael auf die Schulter und blickten ihn treuherzig an. Ein feiner Kerl!

Die alte Uhr, die sich die Bunkerinsassen organisiert hatten, zeigte gerade die dritte Nachmittagsstunde. Schnell den Wehr-

t. [illegible]er Dienst getan, sind die Briefe geschrieben, finden elch[illegible] usammen. Ob es nun ein Männerskat ist oder ein ih[illegible] Zerstreuung und Entspannung

machtsbericht mitschreiben, und dann mußte in Berlin „ihre" Sendung, „Das Wunschkonzert für die Wehrmacht", beginnen. Dann würde die Heimat ihnen die Grüße zurufen, und die Front würde der Heimat von ihrer Treue Kunde geben. „In ein paar Wochen", sagte der Alte, „wird vielleicht auch für dich im Wunschkonzert etwas dabei sein. Ein Junge — oder ein Mädel!" Ein Leuchten ging über sein Gesicht, und — da fiel ihm noch etwas ein! Michael hatte gerade den Raum für einige Minuten verlassen, rasch rief der Alte die übrigen Kameraden zusammen, um ihnen sein Geheimnis mitzuteilen. Sicher würde die Sache dem Jungen Freude bringen. Vorläufig aber strenges Stillschweigen gegen Michael! —

Inzwischen waren Wochen vergangen. Die Abteilung war zur Postverteilung angetreten. „Michael Harms!" ruft der Spieß. „Michael Harms!" — Nochmals muß der Spieß schreien, bis sich Michael von seiner Verwunderung erholt hatte und sich meldete. „Hier!" schmettert er also zurück, und schon verfolgen ihn vielsagende, schmunzelnde Blicke seiner Kameraden, die gleich wußten, was es geschlagen hatte. Scheu läßt Michael den Brief in seiner Rocktasche verschwinden und läuft wieder zu seinem Platz. Erst später, als er einen Augenblick allein war, holt er ihn hervor, wendet ihn hin und her, schüttelt den Kopf und reißt den Umschlag auf. Seine Augen fliegen über das Papier. Er lächelt vor sich hin. Ob er ihn im Bunker vorlesen solle? — Dem alten Kameraden, ja, dem wolle er das Briefchen auf jeden Fall zeigen:

„Lieber unbekannter Soldat!

Ich weiß nicht, wie Sie aussehen und wo Sie liegen, das ist ja auch ganz gleichgültig. Ich weiß nur, daß Sie einer der vielen Feldgrauen sind, die draußen auf Posten stehen, um die Heimat und uns zu schützen. Vielleicht bereitet es Ihnen Freude, jemanden zu haben, mit dem Sie sich über Ihre Vaterstadt unterhalten können und der an Ihren Gedanken und Interessen Anteil nimmt. In diesem Sinne schreibe ich diese Zeilen nieder, und wenn Sie Lust haben — es würde mich sogar freuen —, so lassen Sie wieder etwas von sich hören.

Inzwischen freundliche Grüße aus Hamburg und von Helga Volkmann."

Michael wußte nicht, wie ihm geschah. Er dachte angestrengt nach, wieso ihm das Glück zuteil geworden sein mag. — Da — jetzt geht ihm ein Licht auf! Ja, natürlich, er hatte doch an jenem Sonntagnachmittag seinen Kameraden ein bißchen sein Herz ausgeschüttet. Sicher steckten die dahinter. Lachend mußte der Alte das denn auch zugeben.

Und der Hergang?

„Hallo, hier ist Helga Volkmann", meldete sich eine Mädchenstimme in der Zentrale des Rundfunkhauses. „Ich möchte gern die Adresse eines Soldaten haben, um mit ihm in Briefwechsel zu treten." — Wenige Tage später hielt Helga dieses Schreiben in der Hand:

„Fünf Soldaten an der Kanalküste erbitten für ihren Kameraden Michael Harms aus Hamburg, der keine Angehörigen mehr besitzt, die Anschrift eines lieben Mädels zwecks Briefverkehr unter der Feldpostnummer .....

Unser Kamerad ist 25 Jahre alt."

„O ja, das ist das Richtige", dachte Helga, „ich will ihm einen recht schönen Brief schreiben oder — vielleicht auch einmal ein Päckchen schicken. Sicher wird es den Soldaten freuen, Grüße aus der Heimat zu bekommen." Und so war es denn auch.

Des öfteren sahen nun die Kameraden den Michael zur Feder greifen, sein Gesicht hat einen hellen Schein bekommen. Und die Bücher? — Ja, die mußten nun manchmal zurücktreten. Die nächsten Briefe — die durften die Kameraden dann nicht mehr lesen — aber es standen auch für sie immer herzliche Grüße beigefügt.

Wenn nach der Paroleausgabe die Post verteilt wird, kann man in jedes Soldaten Auge die Frage lesen: ob ich dabei sein werde?

Wir helfen bei der Schularbeit

Kaufmännische Prozentrechnung – Gewinn und Verlust – Rabatt Brutto – Tara – Netto! / Von Lehrer Willy Kranz

Wir haben noch die letzte Grundaufgabe der Zinsrechnung zu besprechen: Berechnung der Zeit. Wir sagten schon, daß im praktischen Leben die Notwendigkeit, Kapital und Zeit zu berechnen, sehr selten an uns herantritt. Aber um der formalen Schulung und Vollständigkeit willen beschäftigen uns auch diese beiden Grundaufgaben der Zinsrechnung. Wie ist es euch, Jungen und Mädel, denn mit der Aufgabe ergangen: Welches Kapital bringt in 2 Mon. 12 Tg. zu 4% 3,20 RM Zs.? Wir können rechnen:

Ansatz: 4,00 RM Zs. in 360 Tg. erfordern 100 RM Kapital
3,20 „ „ „ 72 „ „ ? „ „

Bruchsatz: $\frac{\overset{5}{16} \cdot 360 \cdot \overset{5}{100}}{20 \cdot 72}$ RM = **400 RM Kapital**

Ihr habt doch hoffentlich gemerkt, daß diese Aufgabe am Bruchstrich das „indirekte Schließen" erfordert?! (Wir sprechen beim Kapitel „Schlußrechnung" demnächst hierüber.) Wir schließen und sprechen hier so: 4 ganze RM = $^{20}/_{5}$ RM! 3,20 RM = $^{16}/_{5}$ RM! Also: Sollen $^{20}/_{5}$ RM Zs. in 360 Tg. gebracht werden, so sind 100 RM Kapital erforderlich. (Die 100 über den Bruchstrich!) Sollen aber die gleichen Zinsen bereits in 1 Tg. gebracht werden, so muß das Kapital das 360fache von 100 RM betragen! (Nicht den 360. Teil!) (360 über den Bruchstrich!) Haben wir nun 72 Tg. Zeit für das Anwachsen der Zinsen auf die gleiche Höhe, so genügt der 72. Teil an Kapital (vom 360fachen von 100 RM!). (72 unter den Bruchstrich!) — Will ich nur $^{1}/_{5}$ RM Zs. haben, so genügt der 20. Teil an Kapital (20 unter den Bruchstrich!) — bei $^{16}/_{5}$ RM Zs. ist aber das 16fache an Kapital erforderlich (16 über den Bruchstrich!), das heißt—den Bruchsatz von hinten nach vorn aufgerollt! —: das 16fache vom 20. Teil vom 360fachen vom 72. Teil von 100 RM beträgt das unbekannte Kapital! — (Macht die Gegenprobe: 400 RM bringen in 72 Tg. zu 4% wieviel Zinsen? Antwort: 3,20 RM!) — Die ganze langatmige Rechnerei mit dem Bruchstrich ist überflüssig bei einer Aufgabe mit so bequemen Zahlen wie hier, wenn wir überlegen: 72 Tage sind $^{1}/_{5}$ Zinsjahr! Die Jahreszinsen vom gesuchten Kapital betragen 5 mal 3,20 RM = 16 RM! Und nun der einfache Schluß: 4 RM Zinsen setzen ein Kapital von 100 RM voraus! 16 RM Zs. erfordern 4 mal 100 = 400 RM Kapital! —

Als Beispiel für die 4. und letzte Grundaufgabe der Zinsrechnung: Berechnung der Zeit! setzen wir einmal folgende Aufgabe:

In welcher Zeit bringen 1200 RM zu 5% 90 RM Zs.? —

Wir überlegen nach der „Zerfällungsmethode": Die Aufgabe können wir nach Sinn und Wert vereinfachen und umformen: In welcher Zeit bringen 100 RM zu 5% 7½ RM Zinsen? Beide Fragen erheischen die gleiche Antwort! Zu „erklären" gibt es für den, der in unsern Rechenstunden gut mitgekommen ist, hier nichts mehr. Nicht wahr — alles Rechnen ist Denken! — und Denken macht doch Spaß! Wir „zerfällen" nun weiter:

100 RM Kapital bringen 5 RM Zs. in 12 Mon.
100 RM Kapital bringen 2½ RM Zs. in 6 Mon.
100 RM Kapital bringen 7½ RM Zs. in 3 mal 6 = **18 Mon.**

Gegenprobe: Wieviel Zs. bringen 1200 RM Kapital zu 5% in 18 Monaten? —

Antwort: 90 RM! (Nachprüfen!) —

Haben wir „unbequeme" Zahlen in einer Aufgabe, so soll uns der Bruchsatz am Bruchstrich willkommen sein. Aber nur dann. Der Ansatz kann in diesem Falle lauten:

100 RM Kapital bringen 5 RM Zs. in 12 Mon.
1200 RM Kapital bringen 90 RM Zs. in ? Mon.

Wir sehen: Das Erfragte steht immer am Schluß rechts außen. Die Ausrechnung überlasse ich euch. —

Erwähnen wollen wir als Abschluß unserer Zinsrechnung, daß Zinsen auch wieder Zinsen bringen können. Zinsen, die nicht abgehoben werden, schlägt die Sparkasse am Ende des Jahres zum Kapital. Die Zinsen des ersten Jahres — nunmehr Kapital geworden! — bringen im 2. Jahre wieder Zinsen: Zinseszinsen! Wer am Anfang eines jeden Jahres 100 RM spart, hat am Schluß bei 2½%

mit Zinseszins	ohne Zinseszins
des 1. Jahres 102,50 RM	102,50 RM
des 2. Jahres 207,5625 RM	207,50 RM

Der Unterschiedsbetrag ist „nur" 6¼ Rpf (6,25 Rpf = 0,0625 RM!). Das sind die Zinseszinsen. Rechnet einmal nach. Da in der Praxis die Einzelrechnerei zu mühselig und zeitraubend ist (Sparkassen und Banken haben Wichtigeres zu tun!), so bedient man sich der Zinseszinstabellen. Da steht alles fein säuberlich unter Berücksichtigung von Zinsfuß, Kapital und Zeit verzeichnet. Nur zum Ablesen! Mit dem Anwachsen von Kapital und Zeit macht der Zinseszins am Ende nicht mehr „nur" Pfennige aus! Viele Wenig geben ein Viel! Die Zinseszinsrechnung beschäftigt uns aber in der Volksschule nicht. Das bringt nachher die Berufsschule. Wir begnügen uns deshalb mit dem obigen Hinweis und schließen damit das Gebiet der Zinsrechnung ab — in der Hoffnung, daß die Rechenstunde der „Reichs-Elternwarte" euch genützt hat als — Hilfe bei der Schularbeit! Und auch sonst! —

Wir wenden uns nun einer neuen Aufgabe zu:

Kaufmännische Prozentrechnung!

Aus der Ueberschrift unserer heutigen Rechenstunde ersehen wir die Einteilung dieses Rechenstoffes, die uns leiten soll:

Berechnung von

1. Gewinn und Verlust.
2. Rabatt.
3. Brutto — Tara — Netto. (Gewichtsrechnung.)

1. Gewinn- und Verlustrechnung.

In der Sprache des Wirtschaftslebens haben die Begriffe „Gewinn" und „Verlust" eine besondere Bedeutung. Wir wissen, im allgemeinen bedeutet „gewinnen": mehr werden. Es ist eine Sache der Addition (des Zuzählens!). Und „verlieren" heißt: weniger werden! Es ist eine Sache der Subtraktion (des Abziehens!). Rechnerisch gesehen. Vom Standpunkt des geordneten Menschenlebens aus hat jeder ehrlich und fleißig Arbeitende den moralischen Anspruch auf „Gewinn" — nach dem nationalsozialistischen Grundsatz: Gemeinnutz geht vor Eigennutz. Für Innehaltung dieses Richtsatzes sorgen die Gesetze des Staates und, was wichtiger ist, der anständige Kerl im Menschen. Uebertretungen und Versündigungen an diesem Herzstück des Programms der NSDAP. sind Geld- oder Warenwucher. Und der ist ein Volksschädling, der sich dessen schuldig macht. Namentlich in der jetzigen schweren Zeit unseres Vaterlandes bekommt der Volksschädling die ganze Schwere des Gesetzes zu spüren. Aber ein gesunder „Gewinn" muß sein. Wovon soll sonst der Geschäftsmann leben? Denn vom Erzeuger- bis zum Verbraucherpreis ist eine Preisspanne, die eben das Einkommen, den „Gewinn" des Kaufmannes ausmacht. Die Preisspanne selbst bestimmt der Preiskommissar. Seine Preisüberwachungsstellen beobachten genau die „Gewinne" des Kaufmanns. Wir wollen nun an einem Beispiel die Preisentwicklung einer Ware vom Erzeuger bis zum Verbraucher verfolgen. Die Produkte aus der Landwirtschaft haben als Erzeuger den Landwirt. Die ersten neuen Kartoffeln im Jahr kommen — angenommen — aus

Unsere Rechenstunde

Kaufmännische Prozentrechnung
Gewinn – Verlust
Rabatt – Tara – Netto

7.–8. Schuljahr

Italien. Das wärmere Klima dort, wissen wir, läßt die Früchte früher reifen als bei uns. (Die folgenden Zahlen an unserm Beispiel sind angenommen!) Ein Kartoffel-Großhändler und -Aufkäufer — vom Staat beauftragt — zahlt dem italienischen Landwirt, dem Erzeuger, für den Zentner Kartoffeln frei Bahn 2,— RM nach deutscher Währung. Der staatlich beauftragte Kaufmann hier heißt Zwischenhändler. Die 2,— RM stellen den Einkaufspreis dar. Es entstehen dem Zwischenhändler Kosten mancherlei Art: Er steht mit dem Erzeuger in Schriftwechsel. Das kostet Porto. Der Eisenbahntransport kostet Fracht. An der Grenze wird gewöhnlich Zoll entrichtet. Damit die Unsicherheit — das Risiko — auf dem Transport sich leichter trägt, hat er eine Transportversicherung abgeschlossen. Dafür muß er eine Versicherungsprämie zahlen. Das Abfuhrgeld bei der Ankunft in Berlin, das Rollgeld, für Wagentransport von der Bahn zum Speicher kommt hinzu. Der Zwischenhändler will leben. Darum schlägt er sich je Zentner einen Verdienst auf. Alle diese Ausgaben erhält er wieder ein, wenn er sich Spesen berechnet. Einkaufspreis und Spesen ergeben dann den Bezugs- oder Anschaffungspreis der Ware. Vom Speicher in Berlin holt sich nun der Kleinhändler die Ware: der Verkäufer. Er zahlt an den Besitzer der Kartoffeln im Speicher je Zentner 3,— RM. Das ist sein Einkaufspreis! Der Kleinhändler und Verkäufer als letztes Glied in der Kette hat nun auch Spesen. (Porto, Telefon; möglicherweise Telegramm, Rollgeld oder Benzinkosten für ein Lastauto, Trinkgeld für den Kutscher oder Lastfahrer.) So stellt sich sein Anschaffungspreis je Zentner 3,25 RM. Nun kommen die Geschäftsunkosten zur Umlage: Ladenmiete, Steuern, Gehälter für Angestellte, Heizung und Beleuchtung der Geschäftsräume. Dafür rechnet er anteilgemäß 25 Rpf je Zentner. 3,50 RM ist nun der Selbstkostenpreis je Zentner. Jetzt erst kommt der Gewinn in Frage. Er soll 20% betragen. Also $^1/_5$ des Selbstkostenpreises. Dann ergibt sich für den Käufer, die Hausfrau, den Verbraucher als Verkaufspreis: Je Ztr. 4,20 RM. Die Kartoffeln sind als neue und erste Kartoffeln im Jahre, wenn bei uns noch an keine Frühkartoffel zu denken ist, preiswert. Aus unserm Beispiel schälen wir heraus:

1. Einkaufspreis + Spesen = Bezugs- oder Anschaffungspreis.
2. Bezugspreis + Unkosten = Selbstkostenpreis.
3. Selbstkostenpreis + Gewinn = Verkaufspreis.

Hat nun unser Kleinhändler Pech, daß seine Kartoffeln faulen (Kartoffelkrankheit), so kann er sie nicht mehr als Speisekartoffeln, höchstens als Futterkartoffeln umsetzen. Er muß dann unter seinen Selbstkostenpreis gehen (Verkaufspreis 3,— RM). Dann hat er $14^2/_7$% Verlust statt Gewinn. Somit erkennen wir 4.: Selbstkostenpreis — Verlust = Verkaufspreis. — Das nächste Mal rechnen wir praktische Aufgaben hiermit.

Kamerad Frau

Der große Erzähler der Wasserkante, Rudolf Kinau, hat einmal den Satz geprägt: „Des Mannes bester Kamerad ist die Kameradin.“ Dieses Wort, im Frieden entstanden, findet jetzt im Kriege seine höchste Erfüllung. Ist die Frau der Neuzeit auch schon während der Jahre des Friedens über den Schillerschen Idealzustand der „züchtigen Hausfrau — der Mutter der Kinder“ als einzigem Zweck hinausgewachsen, indem sie die Kontore füllte und so zusätzlich dem Wirtschaftsleben ihre Kraft lieh, so fordert der Krieg einen noch weit stärkeren Einsatz. Nun ist sie nicht mehr nur Hilfskraft für den Mann in ihrem Wesen gerechten Arbeiten, sondern jetzt tritt für die Frau die Notwendigkeit ein, den Mann zu ersetzen, dort, wo sonst Männer zupacken, selbst die Handgriffe zu erlernen, die zur Bewältigung der Arbeit erforderlich sind.

Und in welch vorbildlicher Weise hat sich die Frau — haben sich die deutschen Frauen — oft über die Sorge um den eigenen Haushalt, über die Betreuung der Kinder hinaus, in die ungewohnte Tätigkeit mit der Selbstverständlichkeit der Kameradin gefunden.

Gehen wir in die Fabriken, so sehen wir sie stehen an Maschinen, an Drehbänken, an funkensprühenden Schweißapparaten, insbesondere in den kriegswichtigen Industriewerken. Hier sind sie wohl im echtesten Sinne des Wortes Kameraden des Mannes — ihrer Männer, die draußen auf der Wacht für die Heimat mit dem umzugehen haben, zu welchem die deutsche Frau in der Fabrik ihren wesentlichen Anteil beigetragen hat.

Wir sehen die Frau weiter in der Uniform des Postboten zu Rad oder zu Fuß ihre Gänge erledigen, bepackt treppauf — treppab mit Sorgfalt, bewußt ihre Aufgabe im Dienst der Nation den neuen Beruf erfüllen. Und nimmt nicht jeder gern aus zarter Frauenhand einen Brief entgegen? Selbst auf die Gefahr hin, daß der großen dicken Ledertasche ein Mahnbrief oder ein Steuerbescheid entnommen wird?

Die Straßenbahn-Schaffnerin ist uns heute ebenfalls schon zum alltäglichen Bild geworden. Und es ist erstaunlich, wie gerade auf diesem Gebiet die Frau ihren Mann steht. Selbst in den verkehrsreichen Stunden eines Großstadtgetriebes verliert sie nicht die Nerven. Hier ein Wort an die Fahrgäste zu richten, diesen Frauen nicht noch unnötig ihre Pflichterfüllung zu erschweren, ist am Platze. Es ist ein harter Beruf, der die ganze Aufmerksamkeit verlangt, und vielleicht fängt für die Frau nach ihrem Dienst zu Hause ein fast neuer Arbeitstag an. Daran wollen wir immer denken, auch wenn uns einmal die überreizten Großstadtnerven durchbrennnen wollen.

Trotz dieser durchaus männlichen Beschäftigungen, von denen nur einige Beispiele genannt wurden, hat die deutsche Frau ihre arteigenen Züge, ihre Weiblichkeit nicht verloren. Trotz der zwanggeborenen Umstellung ist sie ihrem Urwesen treu geblieben. Ja, ist sie nicht durch ihren hingebungsvollen, unermüdlichen kameradschaftlichen Einsatz für den Mann und im weiteren für Volk und Staat nicht viel mehr noch reicher geworden?

Die Krönung eines Frauenlebens im Kriege, und damit kommen wir gleichzeitig zum Idealbild der Frau zurück, ist wohl die, helfen und heilen, in der Hingabe an die Pflege der Kranken und Schwachen aufgehen zu dürfen. Welches höchste Maß an Opfer in dieser Hinsicht von der deutschen Schwesternschaft gebracht wird, gebührt der höchsten Achtung. Hier ist die Frau in der weißen Tracht Kameradin unmittelbar an der Seite des Kameraden im grauen Rock. Unter ihren behutsamen mütterlichen Händen findet der mit Wunden geschlagene Soldat die Linderung, die Obhut, deren er bedarf. Sei es, daß er von der Schwester den ersten Trunk am Kampfplatz erhält, sei es die aufopfernde Pflege im Lazarett. Ueberall stehen deutsche Frauen bereit, Hilfe zu spenden und Heilung zu bringen.

Auch der großen Zahl der Kriegerfrauen ganz im allgemeinen wollen wir dabei gedenken, die nun — fern ihrer Männner — in der Heimat allein mit den Anforderungen des täglichen Lebens fertig werden müssen. Selbst gestützt von dem Wissen, daß sie nicht als verlassen im Volke stehen, wird es für sie Stunden geben, da sie sich einsam fühlen, wo ihre Gedanken in Sehnsucht hinauswandern zu ihrem Manne im Felde; aber trotzdem wird die deutsche Frau sich auch hier als die wahre Kameradin erweisen und in ihren Briefen die Haltung zeigen, die ihrer würdig ist und die im Kamerad Mann den unerschütterlichen Glauben an die Heimatfront immer wieder zur Gewißheit werden läßt. So schenkt die Frau dem, dessen Blut dem Kampf um die Entscheidung geweiht ist, indem sie selbst opfert, die unerschöpfliche Kraft und den unbeugsamen Willen zum letzten — zum Sieg!

W. S.

Kinder fragen

wir antworten

Woher stammen die Münznamen?

In den Münznamen spiegelt sich ein gut Teil Münzgeschichte wider. Die Münzgeschichte aber bildet einen Bestandteil der Wirtschaftsgeschichte. Diese wieder greift in mannigfacher Verzweigung in die Kulturgeschichte ein. Schaffen doch wirtschaftliche Verhältnisse zum Teil die Grundlagen, auf denen die Kultur aufbaut. Aus diesen Zusammenhängen wird die Bedeutung klar, die den Münznamen für die Einsicht in den Kulturverlauf zukommt.

Einen der ältesten und heute noch gebräuchlichen Münznamen überliefert uns das Wort Pfennig. Mit diesem Wort bezeichnen wir heute die kleinste Scheidemünze. Der Pfennig ging hervor aus dem Denar Karls des Großen, deshalb drückt ihn das Rechnungswesen mit dem Zeichen ₰ = d aus. Die sprachliche Herkunft des Wortes Pfennig allerdings harrt noch der Aufhellung.

Neben dem Pfennig kursiert heute noch die Mark. „Mark" bedeutet ursprünglich eine abgesteinte oder durch eingerammte Pfähle bezeichnete Gebietsgrenze. Das Wort Mark erhielt später in der Form „Marke" den Sinn von Erkennungszeichen, Zeichen des Besitzrechtes (Hausmarke). Markzeichen drückte man dann den Goldbarren ein. Von ihnen übertrug sich das Wort auf das Geld selbst. Die Mark war schon im Wirtschaftsleben Hamburgs, Lübecks, Holsteins und Schleswigs im Umlauf, ehe sie durch Münzgesetz in Deutschland allgemein eingeführt wurde.

Unter den in Deutschland heute nicht mehr gebräuchlichen Münzen nahm einst der Gulden einen hervorragenden Platz ein. Gulden wurden zuerst in Florenz 1252 geschlagen, und zwar aus Gold, daher ihr Name. (Gulden früher auch Gülden.) Nach seinem ersten Prägungsorte wurde der Gulden auch „Floren" genannt, daher seine Abkürzung im Rechnungswesen fl (so noch in Holland!).

An die Stelle des im 16. Jahrhundert allmählich seltener werdenden Guldens trat der Thaler. Er wurde aus Silber hergestellt. Als „Guldengroschen" brachte ihn zuerst der Erzherzog Sigmund von Oesterreich in Tirol in den Verkehr. Massenweise prägte ihn im 16. Jahrhundert die Münzstätte der Grafen Schlik in Böhmen in Joachimsthal. Veranlaßt wurde dies durch den Silberreichtum der böhmischen Gebirge. Seit der Zeit taufte das Wirtschaftsleben den Guldengroschen in „Joachimsthaler" um, diesem Namen folgte im Laufe der Zeit seine Verkürzung in Thaler. Die Amerikaner machten aus dem Wort Thaler die Bezeichnung „Dollar", die Holländer Daalder und die Italiener tallero.

Wie der Thaler sind auch andere Münzen nach den Orten ihrer ersten Prägung benannt worden. Die älteste darunter ist der Heller. Sein Geburtsort ist Schwäbisch-Hall, daher sein Name Häller, später Heller. Ursprünglich aus Silber geschlagen, behauptete er sich lange als Haupthandelsmünze. Im 17. und 18. Jahrhundert verlor er seine Bedeutung und sank als Kupfermünze zur Scheidemünze herab.

Nach dem Wappenbilde seines ersten Herstellungsortes in der Schweiz ist der Batzen benannt. Das Berner Stadtwappen weist nämlich das Bild des Bären, Petz oder Bätze, auf. Wie der Batzen stammt auch der Rappen aus der Schweiz. Als geringwertige Scheidemünze brachte ihn zuerst die Stadt Freiburg in Umlauf. Prägungsbild war der Rabenkopf, daher der Name (Rappen = Raben). Von ihm leitet sich unsere Redensart „berappen müssen", das heißt bezahlen müssen, ab.

Ein größeres Gebiet als Batzen und Rappen eroberte sich der Kreuzer. Seine Heimat ist Tirol, von wo aus er im 13. Jahrhundert zuerst in den Geldverkehr einfloß. Sein ursprüngliches Prägungsbild, ein Doppelkreuz, gab ihm den Namen. Sein Geltungsbereich bildeten die Schweiz und Deutschland. Anfänglich wurde er als Scheidemünze aus einer Silber-Kupfer-Legierung hergestellt, später nur noch als Kupfermünze.

Aehnliche Zusammenhänge zwischen Namen und Prägungsbild, wie bei dem Kreuzer, bestanden bei der Krone. Englische Münzen wiesen zuerst die Krone als Prägungsbild auf. Dieser Umstand trug den Münzen selbst den Namen Krone ein. Der Name Krone wanderte dann von den englischen Münzen auf die deutschen Goldmünzen über. Französische Invasionen im 17. und 18. Jahrhundert machten uns mit dem Louisdor bekannt. Er war eine Goldmünze, die das Bildnis des Königs (Louis) trug, daher ihr Name.

Einzelne Münzen verdanken ihre Namen auch ihrer Größe oder Dicke. Zu ihnen ist der Groschen zu rechnen. Sein Name geht auf das lateinische grossus = dick zurück, keinesfalls auf das mittelhochdeutsche groẞe = dick, wie hier und da behauptet wird. König Wenzel II. von Böhmen führte den Groschen in Deutschland ein. Seine Groschen trugen die Umschrift grossi Pragenses. Nach und nach folgten die übrigen deutschen Fürsten seinem Beispiel. Für die Beliebtheit des Groschens zeugt wohl der Umstand, daß er je nach seinem Gepräge verschiedene volkstümliche Benennungen erhielt, so zum Beispiel Fürsten-, Juden- und Engelgroschen.

Seiner Kleinheit hat das Scherflein seinen Namen zuzuschreiben, denn unzweifelhaft ist Scherflein von „Scherbe" abzuleiten. Der Geltungsbereich des Scherfleins war Norddeutschland, wo er noch 1777 in Lüneburg geprägt wurde. Geringeren Wert als das Scherflein hatte der Deut (holländisch Diut), eine holländische und niederdeutsche kupferne Scheidemünze. Gleich dem Deut war auch der Stüber eine in Holland und Niederdeutschland umlaufende Scheidemünze. An ihn erinnert uns noch die Redensart „einen Nasenstüber erhalten" (1 Deut war $^1/_8$ Stüber).

Eine Ausnahmestellung seines Namens wegen nimmt unter den Münzen der Schilling ein. Sein Name ist abzuleiten von dem altgermanischen „skellan", das ist tönen, klingen. Schilling bedeutet demnach soviel wie „klingende Münze". Er wurde so genannt zum Unterschied von anderen nichtmetallischen Zahlungsmitteln, die damals und in den frühesten Zeiten des anhebenden Geldverkehrs noch üblich waren. Der Schilling weist also in die Zeit zurück, wo Geldmünzen noch nicht durchweg als Tauschmittel bei Kauf und Verkauf verwendet wurden. Neben dem Metallgeld galt besonders das Vieh als geeigneter Tauschwert. Daran erinnert uns ja noch die Redensart: „Schulden oder Geld eintreiben." Im Wortsinn geschah das nur in den frühesten Zeiten, wo man mit Vieh, das man von der Weide heimtrieb, bezahlte. Aus diesen Zusammenhängen erklären sich auch die Bezeichnungen „Kaufschilling" und „Pachtschilling".

L. Stamer.

Es wurd' ein Krebs sechs Jahre alt,
sollt' in die Schule gehen;
doch macht er vor der Tür schon halt:
„Will erst durchs Fenster sehen!"

Zwei Igel, Esel, Gans und Huhn
schon in den Bänken sitzen.
Der Igel schreibt, und Gans und Huhn
vom Rechnen gar sehr schwitzen.

„Du Krabbelkrebs! Komm nur herein!
Hier lernst du vorwärtsgehen,
und möcht'st du immer fleißig sein,
wirst du das bald verstehen."

„O weh! O wei! Solch' Lernerei
soll jeden Tag mich plagen?—
Ob eins und eins ist zwei, ob drei,
wer wird mich danach fragen?

Nein: Nein! Ich kehte lieber um!
Mag keine Schule sehen!"
Drum sind bis heut die Krebse dumm
und müssen rückwärtsgehen.

Leo Rinke

Eines Tages brachte mir Hans eine Menge roter Beeren. Ich reihte sie auf Schnüre, und als das Spiel seinen Fortgang nahm, erschien die Ritterfrau stolz im Schmuck ihrer Halsketten und Armreife. Herausfordernd ruderte mein Mann mich an der Raubritterburg vorbei. Dieser Neid, diese Wut!

Aber am nächsten Tag hatte die Raubritterfrau dieselben Ketten. Mein Mann schäumte vor Zorn. Er wartete, bis der Raubritter sein Nest verließ, dann mußte ich mit ihm den Kahn besteigen und er ruderte schnurstracks auf die Raubritterburg zu, landete und ging an den Eingang der Burg. Das aber war für den lauernden Raubritter zuviel. In wilden Sprüngen kam er heran, Geschoß um Geschoß schleudernd. Hans setzte mit einem Sprung in den Kahn und entkam.

Ich fürchtete meinen Bruder Franz, wenn wir spielten. Er war grob und gewalttätig, und jedes Spiel endete mit einem herben Ernst. Ich erkannte, daß es nun soweit war und bat meinen Mann, nach Hause zu rudern. Aber der Kampfesmut hatte alle Ritterlichkeit fortgeblasen. Er reizte den Feind, indem er in seiner Nähe landete, rasch in den Kahn zurücksprang und sein Feuer erwiderte. Immer verwegener wurde er, immer toller trieb er die Herausforderung.

Da — der Kahn saß zu fest, er vermochte ihn nicht rechtzeitig vom Ufer zu stoßen — der Raubritter sprang mit in das Fahrzeug. Ein erbittertes Ringen begann. Der Kahn schwankte, daß das Wasser hereinschlug. Ich erschrak in tiefster Seele. Ich sah es kommen: der Kahn schlug um und wir alle ertranken.

Der Aeltere bekam des Jüngeren Handgelenke zu fassen und hielt sie fest. Aber er konnte ihn nicht fesseln. Da forderte er mich auf, ihm zu helfen. Und ich — tat es — ich half meinen Mann fesseln!

Da erwachten die Kämpfenden. Einen kurzen Blick wechselten sie, dann riß der Sieger dem Besiegten die Fesseln ab, beide zugleich griffen in die Ruder. Knirschend fuhr der Kahn auf den Uferkies. Sie forderten mich auf, auszusteigen. Mit so einer, die ihren Mann fesseln helfe, wollten sie nie mehr spielen, sagten sie. Einträchtig gingen sie zur Raubritterin.

Ich habe nie mehr Raubritter gespielt. Aber was ich in jener Stunde lernte, das habe ich später getreulich gehalten. Ich habe Hans nie im Stich gelassen. Soweit ich zurückdenke, nie stand etwas zwischen uns. Nur jenes Spiel wirft einen Schatten auf mein Erinnern.

„Ich will einmal im Kampf sterben", sagte Hans oft, „und da will ich begraben sein, wo ich gefallen bin!"

Es ist, als ob er sein Ende geahnt hätte. 1917 hat das Vaterland ihn uns abgefordert. Wir haben ihm seine Heldenruhe gelassen — dort in der blutgetränkten Erde von Tolmein.

Neue Preisaufgabe!

Wer kann diesen verschlüsselten Brief richtig übersetzen? Es kommt mir nicht darauf an, daß ihr mir den genauen Inhalt dieses Briefes schreibt, sondern ganz einfach auf einer Postkarte meldet: der Brief ist in der Weise verschlüsselt, daß . . . . . Und da schreibt ihr mir, welche Hilfsmittel mein Freund benutzt hat, um mir eine geheime Mitteilung zu geben. Ich setze dafür 7 Preise aus, ihr kennt sie ja schon: einen 1. Preis in Höhe von 10,— RM, einen 2. Preis in Höhe von 5,— RM und 5 Preise in Gestalt von schönen Jugendbüchern. Schickt mir die Auflösung bis zum **20. Mai 1941** an die **„Kinderwarte"** der **„Reichs-Elternwarte", Berlin C 2, Wallstraße 17—18.** Das Ergebnis teile ich euch später mit. Gehen mehr als sieben richtige Lösungen ein, so muß ich das Los als Schiedsrichterin walten lassen.

Nkgdgt Htkvb!

Fw ikduv wpu uq qhv uejygtg Tcgvugn cwh. Pwp dkp kej cdgt ocn igurcppv, qd Fw skgugp Dtkgh ngugp mcppuv. Gt kuv pcgonkej kp gkpgt Igjgkouejtkhv iguejtkgdgp, fkg ykt jkgt kp wpugtgt Uejwng gthwpfgp jcdgp. Cnuq: wpu ighcgnnv fkg „Mkpfgtyctvg" koogt pqej ugjt uejqgp. Ykt htgwgp wpu lgfguocn, ygoo fkg Bgkvuejtlhv igdtcejv yktf. Fcoo uvwgtbgo ykt wpu uqhqtv cwh fkg uejqgpgp Ocgtejgp wpf cwh fkg Rtgkucwhicdgp. Pgwnlej jcdg kej gkp uejqgpgu Lwigpfdwej igyqppgp. Fc jcdgp ukej ogkpg Mncuugpmcogtcfgp uejyctb igcgtigtv. Cdgt lgvbv yknn kej uejnkguugp.

Jgtbnkejuv itwguuv Fkej

Fgkp Htgwpf Jcpu Mwoogtgt

Der Wassermann

Ihr habt doch sicher schon vom bösen Wassermann gehört, der die Kinder ins Wasser zieht. Und weil es noch gar viele Ungläubige gibt, die darüber lachen, so will ich euch was ganz Wahres erzählen.

Da war der Kaufmann Hollinger und seine Frau. Ein einziges Kind hatten die beiden nur, die kleine Aenne. Ja, die Aenne war ein sehr schönes Mädchen. Und stolz war sie schon wie die großen Leute. Niemand durfte ihrem duftigen Kleidchen zu nahe kommen, alle mußten Platz machen, wenn sie kam. Und auch gegrüßt wollte sie schon sein, das kleine Ding! Viele Leute taten das aus Spaß, Aenne aber glaubte, es sei Ernst. So war es gar kein Wunder, wenn die kleine Eitelkeit allmählich sich als Mittelpunkt allen Geschehens fühlte. Daß sich große Leute schön machen, wußte Aenne auch schon. Ihr Lieblingsplatz war natürlich vor dem Spiegel. Dort hielt sie sich Stunden auf. Da wurde gezupft und gerichtet, da ein Knöpfchen hin, dort ein Rüschchen weg, ein paar Löckchen in die Stirne, bis sie sich gefiel. Und da schritt sie den ganzen Tag wie eine kleine Majestät umher und hatte keinen Blick für ärmere oder unschönere Kinder. Und denkt, sogar jede Wasserpfütze diente Aenne als Spiegel. Wenn sie nur ihr Bild sah, dann war sie zufrieden und betrachtete sich wohlgefällig. Die Mutter warnte Aenne immer wieder und drohte, der Hegelmann hole sie bestimmt noch. Die lachte aber nur und wurde noch eitler.

Gleich außer dem Ort war ein Teich, der war ziemlich tief, und man brauchte sich nur ein wenig über das Ufer beugen, dann konnte man sich ganz klar im Wasser sehen. Aenne zog es fast jeden Tag an dieses Wasser. Stundenlang machte sie alle möglichen Gesichter in den Wasserspiegel, da schimpfte wenigstens Mutter nicht.

Aber einmal, da sah sich Aenne gar nicht genug an ihrem Bild und schaute lange, lange ins Wasser. Und langsam, ganz sachte zog jemand ihren Kopf tiefer und tiefer, bis plötzlich die Wellen über Aenne zusammengingen. Das Wasser wogte noch ein paar Minuten, dann war alles wieder still wie vorher, nur Aenne war nicht mehr da.

Sie wußte gar nicht, wie ihr geschah. Sie flog förmlich durch viele tiefe Wasser und war plötzlich auf Boden. Der Wassermann gab sie frei, denn er hatte ja bis jetzt ihren Kopf gehalten und sie heruntergezogen.

Wißt ihr, wie der Wassermann aussah? Groß und ganz dünn, statt Arme und Beine hatte er Flossen wie die Fische und statt Haare lauter Schlinggewächse und Wasserpflanzen auf dem Kopf! Ganz grün schillernde Augen wie das Wasser hatte er. Da war Aenne plötzlich in das Reich des Wasserkönigs gekommen. Die Wassernixen umtanzten ihren König, als er unten auf dem Grund erschien. Zarte durchsichtige Schleier zogen sie um sich und summten Lieder. Hört, wenn das Wasser so gurgelt und gluckst, dann singen die Nixen.

Da übergab der Wassermann Aenne den Nixen und verschwand. Bei den Nixen hätte es Aenne schon gefallen, aber sie kam zu einem alten Wasserweib und mußte arbeiten.

Und wie die aussah! Alt und verrunzelt war sie, hatte einen eckigen Buckel und tränende Wasseraugen. Im Mund hatte sie nur noch ein paar wacklige Zähne. Einfach zum Fürchten sah sie aus. Und ihr mußte Aenne folgen! Zuerst zog sie ihr das Spitzenkleidchen aus und legte ihr ein langes rauhes Gewand an. Schuhe und Strümpfe schaffte sie fort, Aenne mußte barfuß gehen, und die schönen Löckchen wurden abgeschnitten. Das Herz tat Klein Aenne weh, sie wollte nie, nie mehr eitel und stolz sein. Arbeiten mußte Aenne sehr viel. Da wurden jeden Morgen Frösche, Kröten und Schlangen gebadet, gefüttert und gepflegt.

Stellt euch einmal vor, ihr müßtet eine Kröte oder eine Schlange anfassen! Aber Aenne mußte ja für ihren Stolz und ihre Eitelkeit büßen und deshalb dies alles tun.

Was sucht er wohl?

Aufnahme: H. Richter

Oft weinte sie, wenn es niemand sah und sehnte sich arg nach Hause. Niemand hatte dafür Verständnis. Nur ein sehr großer garstiger Frosch glotzte Aenne manchmal so sonderbar an. Und eines Morgens, als Aenne den Frosch schön machte für den Tag, da fing der Frosch zu reden an. Aenne erschrak sehr, aber der Frosch sagte ganz lieb: „Aenne, ich könnte dich wieder heimbringen, aber du mußt mir einen Kuß geben und mich mitnehmen und so lange behalten, bis ich auch erlöst bin."

Aenne wußte nicht gleich, was tun, denn einem schmutzigen, kalten Frosch einen Kuß geben, pfui, das war schrecklich! Aber frei wollte sie doch wieder werden. Schweren Herzens und mit festgeschlossenen Augen küßte sie den Frosch auf sein kaltes Froschmaul und fühlte im gleichen Augenblick, wie sie durch das Wasser glitt. Der Frosch setzte sich auf ihren Arm und kam mit.

Aenne war nun wieder auf der Erde und hatte auch wieder schöne Kleider an. Groß war die Freude der Mutter, als ihr Kindchen wieder da war, und sie nahm deshalb den Frosch gerne mit auf. Er bekam ein eigenes Wasserbecken in Aennes Stübchen. Das ging so durch Jahre. Aenne hatte während all der Zeit nie mehr in einen Spiegel geschaut und wußte gar nicht, ob sie hübsch sei oder nicht. Da war eines Abends der Frosch verschwunden. Statt dessen stand in Aennes Kämmerlein ein stattlicher Jüngling. Aenne war sehr erschrocken. Aber wie sie der junge Mann an ihr Versprechen erinnerte, das bis zu seiner Erlösung gelte, da wußte sie, wer der verzauberte Frosch war. Und Aenne hatte den schönen Mann sehr lieb und der Mann die Aenne. Und wie sie ein glückliches Paar wurden, da nahmen sie in ihr Heim überhaupt keinen Spiegel mit. Der Wassermann aber, als er von Aennes Erlösung hörte, fuhr wie wild in seinem Wasser herum. Und heute noch meint er, Aenne müßte einmal wiederkommen.

Wißt ihr, wenn das Wasser so trübe und schmutzig ist, da sucht der Wassermann immer noch nach der verschwundenen Aenne. Und wenn es hell und klar ist, da will er aus Rache andere Kinder locken, damit auch sie im Wasser ihr Bild schauen sollen, um dann von ihm hinuntergezogen zu werden.

Nehmt euch in acht und seid deshalb nie so eitel wie Aenne!

Raubritter

Am liebsten spielten wir Kinder am Weiher. Er war ein kleines, schlammiges Gewässer mit einer Insel, auf der eine krummgewachsene Weide und ein paar Büsche standen. Auf einer Seite des Ufers stieg eine steile Felswand aus dem Teich auf. Gegenüber säumte dichtes Gebüsch das Ufer ein. Am vorderen Teil des Weihers war eine Wiese. Diesen Teil mieden wir, denn da konnte uns der Vater vom Garten aus sehen, und das hatten wir nicht gerne, wir hatten unsere eigenen Spiele. Am hinteren Ufer lagen riesige Felsbrocken. Das Eis mag sie vor vielen tausend Jahren da hingelegt haben. Sie bildeten Kammern und Höhlen, die für unsere Spiele wie geschaffen waren. „Raubritterburg" nannten wir den Ort.

Einmal hatten wir uns wieder zum Spiel zusammengefunden: meine Brüder Franz und Hans, Nachbars Luise und ich.

Hans und ich waren das Ritterpaar und wohnten in der Wasserburg. Das war die krumme Weide auf der Insel. Luise war die Gemahlin des Raubritters Franz und wohnte mit ihm in der Raubritterburg.

Einige Tage hatten wir zu tun, um uns wohnlich einzurichten. Luise und ich sahen auch in der Schule hochmütig aneinander vorbei, und Franz und Hans maßen sich mit bösen Blicken und bewachten gegenseitig ihre Schritte.

Der Kahn war Eigentum des Ritterpaares. Mit dem Laubwerk der Insel behingen wir den Weidenstamm und bepflanzten das Gärtchen, das wir am Ufer zurechtmachten. Die Blätter der Weide schnitt ich zu Salat, Nudeln oder was gerade nötig war; aus Schmutz formte ich Knödel zum leckeren Mahl, wenn mein Gatte Tannenzapfen als Hasen, Rebhühner oder Wildtauben heimgebracht hatte, und ich wäre in meiner Frauentätigkeit restlos glücklich gewesen, wäre nur mein Mann nicht so tollkühn gewesen. Wir hatten alles zu Hause, was wir brauchten, und doch fiel ihm immer wieder etwas ein, was er noch holen müßte; er bestieg den Kahn und ruderte hinweg aus dem sicheren Hort unserer Wasserburg. Mein feiges Mädchenherz zitterte, denn vom Söller aus sah ich den Raubritter im Ufergebüsch hinschleichen.

Manchmal gab es einen Ueberfall, dann schwirrten die Geschosse hinüber und herüber, und wenn einer von den Tannenzapfen hart traf, dann erhöhte das nur die Kampfwut. Tränen, nein, Tränen kannten die Ritter nicht!

Morgen in Lindau am Bodensee

Aufnahme: H. Kieseler

Wer trägt den Schaden?

Fortsetzung von der zweiten Umschlagseite

unter den Augen der Eltern befindet. Das ist etwa auf dem Schulweg praktisch gar nicht möglich. Trotzdem haften auch hier die Eltern für das Kind, das etwa mit einem Stein eine Scheibe einwirft.

Für Schaden, den ein Kind zufügt, sind die Eltern (oder die sonstigen Pflegebefohlenen) nur dann haftbar, wenn das Kind widerrechtlich gehandelt hat, also nicht, wenn es sich z. B. in Notwehr oder Notstand befand. Das ist etwa dann der Fall, wenn das Kind von einem Hund angefallen wird. Selbstverständlich darf sich ein Kind ebenso wehren wie ein Erwachsener.

Eine Schlägerei unter Kindern, die im Spiel entsteht, kann nicht nur unter den rechtlichen Begriff „Angriff" und „Notwehr" betrachtet werden. Nur in Ausnahmefällen wird man von einem Angriff sprechen können, gegen den eine Notwehr gerechtfertigt ist, z. B. wenn ein oder mehrere Kinder ein anderes heimtückisch überfallen, um es zu verprügeln oder ins Wasser zu werfen. Wehrt sich der Ueberfallene und verletzt dabei den Angreifer, so hat dieser natürlich keinen Schadenersatzanspruch gegen den anderen oder gegen dessen Eltern wegen Verletzung der Aufsichtspflicht. Wird ein Kind durch ein anderes verletzt, so kann der Klage des verletzten Kindes nicht etwa entgegengehalten werden, es trage Mitschuld, weil eben ein Kind nicht „schuldig". also auch nicht „mitschuldig" werden kann.

Tritt das Kind des A dem mit Pfeil und Bogen hantierenden Kind des B zu nahe und wird verletzt, so kann B der Klage nicht entgegenhalten, es trage durch sein eigenes Verhalten Mitschuld an der Verletzung. Diese Frage könnte höchstens durch eine neue Klage des B gegen A wegen Verletzung der Aufsichtspflicht geklärt werden. Das gleiche gilt, wenn ein Kind einen Hund ärgert und dann von ihm gebissen wird. Auch hier haftet zunächst der Hundehalter, aber nur, wenn eine Verletzung der erforderlichen Sorgfalt vorliegt und der Schaden bei genügender Sorgfalt nicht entstanden wäre.

Bei Verletzungen, die durch Tiere verursacht sind, sind die Halter von Nutztieren begünstigt. Wer sich z. B. einen Affen oder gezähmten Wolf hält, haftet in jedem Falle, wenn das Tier einen Menschen beißt oder kratzt, ebenso wer sich einen Hund oder eine Katze nur zu seinem Vergnügen hält. Die Halter von Nutztieren (Haustiere, die dem Beruf, Erwerbstätigkeit oder Unterhalt des Tierhalters dienen: Pferd, Hofhund, Blindenhund, Milchkuh usw.) haften nur, wenn sie nicht die „im Verkehr erforderliche Sorgfalt" beobachtet haben oder wenn der Schaden auch bei Anwendung dieser Sorgfalt entstanden wäre.

Einer ähnlichen scharfen Haftung wie Tierhalter unterliegen Kraftfahrzeughalter nach den Kraftfahrzeuggesetzen, doch erfordern die hiermit in Zusammenhang stehenden Fragen eine gesonderte Behandlung.

Reg.-Rat Horn.

Verlag der „Reichs-Elternwarte": Heinrich Beenken, Berlin C 2, Wallstraße 17—18
Hauptschriftleiter: Möller-Crivitz, Berlin-Pankow

Anzeigenverwaltung: Heinrich Beenken Verlag, Berlin C 2, Wallstraße 17—18, Fernruf 16 02 55 (Sammelnummer). Postscheckkonto: Berlin 953 (Anzeigen-Abteilung). — Verantwortlich für den Anzeigen- und geschäftlichen Teil: Rudolf Krause, Berlin SW., Alte Jakobstraße 124. Gültige Anzeigen-Preisliste Nr. 3. Druck: Heinrich Beenken, Buch- und Tiefdruckerei, Berlin C 2.

Rührteig-Rezept von Dr. Oetker

Topfkuchen

125 g Butter, Margarine oder Schweineschmalz, 150–175 g Zucker, 2 Eier, 1/2–1 Fläschchen Dr. Oetker Back-Aroma Zitrone, 1 Päckchen Dr. Oetker Soßen- oder 1/2 Päckchen Puddingpulver Vanille-Geschmack, etwa 1/4 l entrahmte Frischmilch, 500 g Weizenmehl, 1 Päckchen Dr. Oetker „Backin", 125 g Rosinen und Korinthen oder 125 g entsteintes, in Würfel geschnittenes, getrocknetes Mischobst.

Aus den aufgeführten Zutaten stellt man nach meinem Inserat „Die richtige Teigbereitung" den Teig her. Das Soßen- oder Puddingpulver wird mit etwas Milch angerührt und vor dem Mehl-„Backin"-Gemisch zugegeben. Man füllt den Teig in eine gefettete Napfkuchenform.

Backzeit: Etwa 60 Minuten bei schwacher Mittelhitze.

Die richtige Backhitze und Backzeit

sind für das gute Gelingen eines Gebäckes ebenso wichtig wie die Teigbereitung. Sie richten sich nach der Art des Gebäckes und sind in jedem Oetker-Rezept angegeben. Folgende vier Backhitzen sollen einen Anhalt geben und können auf Grund eigener Erfahrung abgewandelt werden:

Leichte Hitze ...... (125–150°) **Schwache Mittelhitze** (150–175°)
Gute Mittelhitze ... (175–200°) **Starke Hitze** .... (200–225°)

Schaltung oder Flammenstellung beim Elektro- bzw. Gasherd finden Sie in dem Prospekt „Die richtige Teigbereitung", den ich Ihnen gern kostenlos zusende.

Dr. August Oetker, Bielefeld

1891–1941

Dr. Oetker Backpulver „Backin" — seit 50 Jahren bewährt!

Wir empfehlen in geschmackvoll ausgestatteter Volks- und Feldausgabe

Der Hanstein

Roman von Hugo v. Waldeyer-Hartz
19.—22. Tausend

Die alte Burg Hanstein, die Perle des Werratales und des Eichsfeldes, ist der Schauplatz dieses spannenden und geschichtlich begründeten Romanes.

400 Seiten Umfang mit über 40 Künstlerzeichnungen
Preis nur 3,50 RM.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

HEINRICH BEENKEN VERLAG, BERLIN C 2

Fuss-Pflege

ist dringend notwendig bei der starken Beanspruchung der Füße. Ermüdungen, Hühneraugen, Hornhaut, Schweißabsonderung, Blasen, wunde Stellen bereiten Qual und Pein. Diese Beschwerden sowie kalte Füße bekämpft man mit den bewährten Efasit-Präparaten.

Efasit

In allen Apotheken, Drogerien und Fachgeschäften erhältlich.

Die Aufwärts-Jugend-Bücherei

Die Buchreihe für die deutsche Jugend, herausgegeben in Verbindung mit dem Reichserziehungsministerium, brachte bis jetzt nachstehende Hefte heraus:

1. Heinz Korn - Der Flußräuber
2. Georg Böse - Die dritte Begegnung
3. Thilo Scheller - Flucht aus polnischen Gefängnissen
4. A. Kaempffer - Verwegene Farmer in Deutsch-Südwest
5. Johannes Scholl - Abenteuer in der Tatra
6. Hans Eduard Dettmann - Unheimliche Nächte
7. Alfred Hein - Ein Teufelskerl
8. Paul Brock - Mathias, der Held
9. Heinz-Oskar Schönhoff - Augen im Dunkeln
10. Henrik Herse - Madrid
11. Lutz Knecht - Feuerzeichen
12. Felix Riemkasten - Diebe im Dorf
13. Herbert Reinhold - Thunfische vor Krk.
14. Michael Schaffer - Der Kuruzzenhügel
15. E. R. Petersen - Ondua, der Soldatenjunge
16. Prof. A. Reichwein - Hungermarsch durch Lappland
17. Fritz Helke - Die Nacht von Queretaro
18. Alfred Hein - Schach dem Sonnenkönig
19. Heinz-Oskar Schönhoff - Die Rache des Alamantschik
20. Veit Bürkle - Rebell Schiller
21. Dr. Joachim Fischer - Schluchze, der Panzerjäger
22. Rolf Italiaander - Flugzeugmarder Westward-Ho
23. Heinz Korn - Kampf um die Insel
24. Veit Bürkle - Das Land des güldenen Kaziken
25. Gerhard Wolter - 3 finden sich wieder
26. Hans-Henning Frh. Grote - Um Haaresbreite am Strang vorbei

überall erhältlich

Deutsche Jungen erleben sich selbst!

Zum billigen Preis von 20 Pfg. erscheint wöchentlich ein Heft. 40 Seiten stark.

Probenummern kostenlos durch den

Aufwärts-Verlag · Berlin NW 7, Schiffbauerdamm 19

Rheuma, Grippe, Erkältungen

Herr Gg. Pabst, Buchbindermstr., Darmstadt, Soderstr. 10, schreibt am 18. 11. 40: „Seitdem ich Trineral-Ovaltabletten kenne, habe ich sie stets bei mir. Ich nehme sie vor all. vorbeugend geg. Grippe, Schnupfen u. alle Erkältungen. Mein Rheuma im Oberschenkel ist durch Trineral-Ovaltabletten verschwunden; sie helfen mir auch bei Glieder- u. Kopfschmerzen u. berufl. Anstrengg." **Bei Grippe u. Erkältungskrankheiten, Rheuma, Ischias, Gicht, Hexenschuß, Kopf- u. Nervenschmerzen** helfen die hochwirks. Trineral-Ovaltabletten. Sie werden auch von Herz-, Magen- u. Darmempfindlichen best. vertrag. Mach. Sie sof. ein. Versuch! Orig.-Pack. 20 Tabl. **nur 79 Pfg.** In all. Apoth. od. Trineral GmbH., München G 27/314 Verl. Sie kostenl. Brosch. „Lebensfreude d. Gesundheit!"

Max Schünemann

Spuk im Moor

Eine seltsame Erzählung aus dem dänischen Tiefmoor. Die absonderlichen Menschen und die erschütternde Handlung fesseln den Leser von Anfang bis zum Ende.

Von Künstlerhand geschaffene, der spannenden Handlung angepaßte Bilder erhöhen noch die tiefe Wirkung dieser dramatischen Geschehnisse. Ein Buch, das einen tiefen Eindruck hinterläßt.

In Leinen RM 2,50.
Feldausgabe RM 2,-

Heinrich Beenken Verlag / Berlin C2

Das richtige

Wundpflaster

für Schnitt-, Schlag-, Quetsch-, Stich-, Riß- und Brandwunden

heißt: **TraumaPlast**

überall erhältlich

Mit dem **ABC Zuschneidewerk** für die Hausschneiderei

Neues aus Altem machen

220 Modellbilder
228 Schnittvorlagen
u. Anleitung, können auch Sie **sofort** alles für groß und klein in allen Größen **selbst zuschneiden!**
Preis RM 9.20 geg. Nachn. oder Voreinsendg. 8.80 RM
Postscheckk. Hannov. 49033
Bernh. Albers
Hannover 8
Postfach 341

Werde Mitglied der NSV.

Herzleiden?

Beugen Sie bei Herzklopfen, Herzdruck, Atembeschwerden, Herzangst und anderen leichteren Herzkrankheiten mit Toledol-Herzsaft einer Verschlimmerung vor! Schon vielen hat Toledol die gewünschte Besserung u. Stärkung des Herzens gebracht. Warum quälen Sie sich noch damit? Pckg. RM 2.10 in Apoth. Verlangen Sie kostenlose Aufklärungsschrift von Dr. Rentschler & Co., Laupheim 458

Kauft bei unseren Inserenten!

Wer Hühner hat –

kennt Garantol! – Es ist ja kein Geheimnis mehr, Eier auf sehr lange Zeit zu konservieren. Das ist aber auch für den Haushalt wichtig, der kein Selbstversorger ist, denn manches Ei könnte einfach und billig für eine spätere, passendere Gelegenheit in Garantol aufgehoben werden.

Garantol konserviert Eier über 1 Jahr

– und was besonders wichtig ist: Man kann jederzeit Eier nachlegen und herausnehmen!

Anzeigenschluß für Nummer 10 ist der 17. April

„Hicoton" gegen

Bettnässen

Preis RM. 2.90. Zu haben in all. Apotheken, wo nicht, dann Rosen-Apotheke **München,** Rosenstr. 6

Verschleimte Luftwege hartnäckige Katarrhe

von Kehlkopf, Luftröhre, Bronchien, Bronchiolen, sowie Asthma werden mit großem Erfolg mit dem bewährten „Silphoscalin" behandelt. Denn „Silphoscalin" wirkt nicht nur schleimlösend und auswurffördernd, sondern auch entzündungshemmend und erregungsdämpfend und macht das empfindliche Schleimhautgewebe widerstandsfähiger. Darum ist es ein richtiges Heil- u. Kurmittel, von dem man wirklich gründliche Erfolge erwarten darf. – „Silphoscalin" ist von Professoren, Ärzten und Kranken erprobt und anerkannt. – Achten Sie beim Einkauf auf den Namen „Silphoscalin" und kaufen Sie keine Nachahmungen. – Packung mit 80 Tabletten „Silphoscalin" RM. 2.57 in *allen* Apotheken, – wo nicht, dann Rosen-Apotheke, München, Rosenstr. 6. – *Verlangen Sie von der Firma Carl Bühler, Konstanz, kostenlos und unverbindlich die interessante, illustrierte Aufklärungsschrift* S/597

Luftschutz ist Pflicht

„Die Verantwortung der Eltern ist groß!"

Kneipp hat frühzeitig erkannt, von welch großer Bedeutung die Ernährung des Kindes ist. Für die spätere Gesundheit des Einzelnen und damit für die Gesundheit des Volkes überhaupt.

Und darum sagte er den Menschen auch immer wieder: Ihr sollt richtig und vernünftig leben! Aber nicht erst als Erwachsene damit beginnen; unter dem Druck der Beschwerden! Bei den Kindern schon sollt Ihr anfangen! Ihr Eltern habt dafür zu sorgen, daß sie gesund aufwachsen! Dazu gehört eine gesunde und einfache Kost. Aus dem, was die Mutter Natur selbst uns gibt. Obst, Gemüse, das kräftige Brot und alle die guten Erzeugnisse, die aus dem Getreide gemacht werden. . . .

Damals war das neu – heute leben wir danach. Und trinken aus voller Überzeugung das Getränk, das Kneipp uns noch gegen Ende seines Lebens gab. Zum Abschluß seiner Arbeit für unsere Gesundheit: den **Kathreiner**, den Kneipp-Malzkaffee!

Es blühen alle Bäume

Aufnahme: Marie Goß